DENKEN+GLAUBEN

Nr. 209 Herbst 2025
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen
www.khg-graz.at

AUF BRUCH

Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Aus der Gruppe NOOO, Zeichnung 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier. © Scrima

„Es sagt viel über eine Gesellschaft aus, wie Gewalt in der Comicsprache auftaucht. Man kann so etwas wie ein kollektives Unterbewusstes wahrnehmen; die dort verwendeten Kürzel und Zeichen sind stark codiert, aber lesbar. Diese abstrahierte Bildsprache ist Teil unseres visuellen Vokabulars. Aus dieser Bildlogik habe ich mit dem Wort „No“ angefangen …“

Andrea Scrima

Die Ausstellung „LOOPY LOONIES: ATTEMPTS AT A LATE-CAPITALIST MORAL PHILOSOPHY“ von Andrea Scrima, die grafische Arbeiten mit Texten verbindet, wird am Samstag, den 13. September um 11:00 Uhr in der QL-Galerie eröffnet.
Am Donnerstag, den 2. Oktober liest die Künstlerin um 19:00 Uhr aus ihren Texten.

Editorial

„Hoffnung ist nicht die Überzeugung,
dass etwas gut ausgeht,
sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat,
egal wie es ausgeht.“
Václav Havel

Nein, in optimistischen Aufbruchszeiten leben wir nicht. Die Splitter einer brüchig gewordenen Welt trüben den Blick in die Zukunft: Kriege, Terror, Wirtschaftskrisen, Erderwärmung und daraus resultierende Flucht- und Migrationsbewegungen, Schwund der Artenvielfalt und dazu die dunkle Seite der Errungenschaften der digitalen Welt und in ihren Auswirkungen noch kaum einschätzbare Entwicklungen der Künstlichen Intelligenz. Alte Ordnungen zerbrechen und damit verknüpft sich die Frage, ob sich eine neue schon abzuzeichnen beginnt. Der Aufbruch in ein sich abschottendes Neo-Ego, das zunehmend salonfähig geworden nicht nur über den Pazifik schwappt, scheint eine mögliche Antwort darauf zu sein. Die Grafik der in New York geborenen Wahl-Berlinerin Andrea Scrima verdichtet als dem Heft vorangestelltes Bild-Intro ein entschiedenes „NO“! Im Rahmen des Festivals *steirischer herbst* ist ihre Werkserie mit neuen Arbeiten in der QL-Galerie zu sehen.

Mit unserem QL-Jahresthema und den Beiträgen dieses Heftes versuchen wir eine Schubumkehr ohne Scheuklappen. Wir wollen gerade angesichts von Entsolidarisierung, sich ausbreitendem Egoismus und Angst, die Kräfte für empathisches Handeln schwinden lässt, zumindest über Hoffnung auf brüchigem Terrain nachdenken, auch wenn man sie nicht einfach durch Nachdenkprozesse wie auf Knopfdruck generieren kann. Andrea Scrima hat uns dazu aus ihren Essays über fundamentale Begriffe menschlicher Existenz einen Text zur Verfügung gestellt. „Mutige Menschen, die allen Widrigkeiten zum Trotz kämpfen, tun dies, weil sie Vertrauen haben,“ schreibt sie. Philipp Blom, mit dem man im November in der Katholischen Hochschulgemeinde über sein Buch „Hoffnung“ diskutieren kann, versucht für eine Gesellschaft, die sich zunehmend vor der Zukunft fürchtet, Sinnperspektiven zu finden, ohne die menschliche Gemeinschaft nicht existieren kann und benennt dafür etwas Entscheidendes: „Unsere Sehnsucht nach einem kollektiven Sinn, unsere Liebe zu Geschichten und unsere Fähigkeit zur Kooperation und zum komplexen Denken gehören zusammen, wir sind soziale Wesen, weil wir uns einander erzählen.“ Das könnte man auch als Grundduktus der beiden Kapitel dieses Heftes verstehen, in denen nach der Beschäftigung mit der Frage, ob wir in einer Wendezeit leben und was diese denn definiert, nach Spuren gesucht wird, wie aus individuellen Geschichten und Erfahrungen in einer Gesellschaft, in der vieles brüchig geworden, ein sinnstiftendes Kontinuum möglich wäre. Vielleicht geht es auch nur um das Wachhalten der Sehnsucht danach.

Den Texten in den zwei Kapiteln dieses Heftes sind auch diesmal wieder Bilder von Künstler:innen, die in der QL-Galerie ausgestellt haben oder noch ausstellen werden, zur Seite gestellt. Sie stammen diesmal unter anderem von Veronika Hauer, die aus einer spielerischen Perspektive zum gesellschaftspolitischen Engagement anregen möchte, Andrea Scrima, Ryts Monet und Melissa Peritore, die auf zwei Friedhöfen in Manila aus der Gebrochenheit scheinbar gescheiterter menschlicher Existenz gewachsene Resilienz fotografisch beobachtet.

Eine anregende Lektüre wünscht,
Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Inhaltsverzeichnis

Herbst 2025

AUF BRUCH

ZEITENWENDEN UND WENDEZEITEN (4)

Warum Gott ein Demokrat ist (6)
Von Hans Joachim Sander

Zeitenwende und Heilsgeschichte (11)
Von Peter Strasser

Wissenschaft neu erzählen:
Vom Fachjargon zum Dialog (13)
Von Lisa Kornder und Helmut Jungwirth

Lieben lernen (16)
Von Ariadne von Schirach

Eine künstlerische Vergewisserung
von Sprache (21)
Alois Kölbl im Gespräch mit Andrea Scrima

Hoffnung (25)
Andrea Scrima

LEBEN ERZÄHLEN (27)

Auf mythischen Pfaden (28)
Von Sophie Hollwöger

„Nimm dich nicht zu wichtig!“ (30)
Alois Kölbl im Gespräch mit Veronika Hauer

Fernstes Land (34)
Von Christoph Ransmayr

„Gott rollte als Steppenpflanze
an mir vorbei.“ (36)
Von Maria Schigan

Von Feminismus und
Perspektiven im Erzählen (38)
Von Anna Köll

Erfindung und Orientierung (40)
Von Lioba Strieder

Musik im Bruch –
Ein Quartett im Schatten des Krieges (43)
Von Cornelia Picej

Weltspartag (44)
Maria Schigan

Stories and acts of resistance (46)
Barbara Zambo im Gespräch mit Ryts Monet

„Ich gehe meinen Weg vor Gott“ (50)
Von Peter Ebenbauer

Religion und Demokratie im Dialog –
Graz zeigt, wie´s geht (53)
Von Eva Wenig

KHG-COMMUNITY (55)

Hans Joachim Sander
Gott ein Demokrat?

Der Salzburger Theologe Hans Joachim Sander formuliert sieben Thesen, warum man Gott als eine:n Demokrat:in verstehen müsste – und warum man den Rechtsruck auch als ein Phänomen eines Gottesbildes verstehen könnte, das in sich problematisch ist. Er plädiert für eine Theologie, die sich gegen die Vereinnahmungen Gottes wehrt.

SEITE 6

Peter Strasser
Kontinuität der Wende

Die inflationäre Rede von Wendepunkten und Zeitenwenden lässt Peter Strasser stutzen – denn allzu oft werde dabei nicht bedacht, was eine echte Wende sein müsste. Inwiefern besonders die christliche Heilsgeschichte eine andere und ernüchternde Perspektive eröffnet, bedenkt er in seinem Artikel.

SEITE 11

Ariadne von Schirach
Der Liebe auf der Spur

In Bezug auf die Liebe haben wir Wichtiges vergessen, so die Philosophin Ariadne von Schirach. Unter anderem das Wesen der Liebe selbst: Selbstoptimierung und Kapitalisierung machen aus ihr eine Ware, einen Wettkampf. Dabei liegt das Eigentliche doch woanders: über das Vergessene und wie wir es wiederfinden könnten.

SEITE 16

Im Gespräch mit Veronika Hauer
Sprachspiele

Alois Kölbl spricht mit der Künstlerin Veronika Hauer darüber, was Sprache und bildendende Kunst miteinander zu tun haben und welche Macht Worte haben können. Mit einem codierten Spiel von Bedeutung, Poesie, Sinn und Unsinn bezieht sie sich auch auf gesellschaftliche Entwicklungen unserer Zeit.

SEITE 30

Lioba Strieder
Ein Geschichtenhimmel

Geschichten, Erzählungen, Dichtung: das alles lebt von der Fähigkeit, nicht immer nur ganz konkret-realistisch, sondern auch fiktiv denken und schreiben zu können. Dieser Fähigkeit und dem Besonderen der Fiktion, das uns Erkenntnis auf ganz andere Weise erst ermöglicht, geht Lioba Strieder in ihrem Artikel nach.

SEITE 40

Im Gespräch mit Ryts Monet
„Mondo Cane“

Im Interview mit Ryts Monet, der die AAI-Ausstellung „Mondo Cane“ in der QL-Galerie kuratiert hat, geht Barbara Zambo der Frage nach, wie Kunst nicht nur einen Einblick in gesellschaftliche Verhältnisse geben, sondern wie sie selbst zu Geschichten von Widerstand oder sogar selbst tätiger Widerstand sein und werden kann.

SEITE 46

MIR

ZEITENWENDEN UND WENDEZEITEN

„Seit den Tagen Johannes des Täufers bis heute wird dem Himmelreich Gewalt angetan und Gewalttätige reißen es an sich“ (Mt 11, 12)

Man könnte ergänzen: Nicht nur des Himmelreichs und nicht nur bis zur Zeit Jesu, sondern auch bis heute wollen sich Menschen der Dinge, Sphären, anderer Menschen und Gott selbst bemächtigen – wenn nötig mit Gewalt. Ob nun das Himmelreich, die Erde, der Friede oder auch die Liebe: alles scheint unter die Habgier des Menschen fallen zu können und erfährt dabei eine Verfremdung, die das eigentlich Gemeinte zu einem Mittel macht. Gerade in einer Zeit solcher Verfremdungen und Zuschreibungen können die Worte selbst einen Raum des Nachdenkens und der Besinnung eröffnen, wie es das Projekt „trans-MIR*-grazion“ versucht. Die Buchstaben „MIR“, die in vielen slawischen Sprachen schlicht „Frieden“ bedeuten, wurden zu einer neon-pinken Skulptur geformt, die seit 2023 an verschiedenen Standorten auftauchten und den Frieden in Form einer modern-leuchtenden Fackel im Stadtbild sichtbar machen. Ursprünglich von der Regisseurin Nina Gühlstorff als „WIR*“ konzipiert, drehte David Kranzelbinder die Buchstaben um und machte so aus dem gemeinsamen „Wir“ ein „Mir“ – aus dem Miteinander also den Frieden.

Auch beim Projekt „trans-MIR*-grazion“ geschieht eine Zuschreibung, die aber die Frage aufwirft, was den Frieden nun ausmacht – immer gebunden an die Wenden und Wandlungen, die unsere Zeit ausmachen und zu denen sie geführt hat. Allzu oft jedoch wird die Frage selbst im Keim erstickt: Darauf und in Bezug auf Verfremdungen des Gottesbegriffs geht Hans Joachim Sander in seinem Artikel ein. Eine Rede von Gott, die gegen andere verwendet wird, ist keine, so der Salzburger Theologe, sondern produziere immer nur Götzen, die dem eigenen Machtdrang entsprechen – dagegen müsse die Rede von Gott heute zutiefst demokratisch sein. Ähnlich geht es der Liebe, wie Ariadne von Schirach in ihrem Artikel beschreibt. Sie wirft die Frage auf, wie wir wieder zu der Ursprünglichkeit der Liebe finden können, die in Zeiten der Selbstobjektivierung und kapitalistisch motivierter Beherrschbarkeit zu einer Ware geworden ist. Alois Kölbl beleuchtet im Interview mit Andrea Scrima, inwiefern ihre Bilder und Texte zu einer Verfremdung von klassischen Comic-Sujets beitragen und das darunterliegende Gewalt-Potenzial von Sprache und Bild offenlegen. Auf eine Zeitenwende anderer Art reagieren Helmut Jungwirth und Lisa Kornder mit ihrer Beschreibung des Anforderungsprofils, das Wissenschaftler:innen heute und in Zukunft brauchen werden.

Alle Rede von sich wandelnden Zeiten – von Wenden und dem Neuen, hinter das wir nicht mehr zurückgehen können – muss aber, will sie eine kritische Rede sein, immer auch die Frage stellen, was denn nun eine Wendezeit wirklich ausmache. Auf diese Frage reagiert Peter Strasser und stellt sie in den Bezug zur christlichen Heilsgeschichte. Womit auch der Bogen zum Anfangszitat gespannt wäre, denn wann haben solche Bemächtigungsversuche selbst des Heiligsten nicht stattgefunden? Vielleicht wäre dies ein Grund mehr, das Ankämpfen dagegen als bleibenden Auftrag zu sehen.

Warum Gott ein Demokrat ist

Sieben Thesen wider die rechtspopulistische Macht der Demütigungen

Von Hans Joachim Sander

Die heutige Welt erinnert mich an einen berühmten Science-Fiction-Roman von Edgar Allan Poe, „A Descent into the Maelström". Ein Schiff gerät in eine Lage, in der sich viele kleine Strudel zu einem Mahlstrom vereinen: beschleunigter Klimawandel, brutale Kriege, dauernde Inflation, irrwitzige Zollpolitik, Künstliche Intelligenz, Amokläufe, Politik mittels Lügen, Terror, Wahlmanipulationen, hassgetriebene Social Media, wachsende Ressentiments gegen Migranten und andere Minderheiten. Das verdichtet sich in den Überlebenskampf von Demokratien. Offene Gesellschaften werden von Rechtspopulismen erfasst, die unabhängige Justiz und Öffentlichkeit als vierte Gewalt attackieren, einen völkischen Mythos von Homogenität nähren, mit Antigenderismus elementare Freiheiten aller angreifen und internationale Großorganisationen zerschlagen wollen. Offene autoritäre Antidemokratie wird in diesem Strudel als angeblicher Postliberalismus verharmlost.

Wo stehen christlicher Glauben, sein Gott und die Rede von ihm dabei? Sichern sie das Geschehen ab oder bringen sie Ressourcen dagegen auf? Es geht dabei um weit mehr als darum, ob und wie weit sich Kirche mit Hilfe von Synodalität demokratisieren lässt. Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob wir überhaupt von Gott heute zutreffend reden können, wenn diese Rede die methodischen und diskursiven Fähigkeiten zur Demokratie nicht aufweist. Wieso?

(1) **Das Thema Gott nötigt dazu, Demokratie zu bestärken und darüber Macht zu diskursivieren**

Gott ist ein Demokrat oder er wird zum Götzen hochgejubelt. Eine Theologie, die das nicht erkennt oder sogar bestreitet, scheitert an ihrem ureigenen Thema, weil sie die Zeichen der Zeit nicht erkennt. Die Begründung liegt im gesellschaftlichen Rechtsruck selbst, und zwar in dem Modus seiner Macht, die sich mit Gott nicht verträgt, aber Götzen erschafft. Seinen Rohstoff baut der Rechtspopulismus dabei aus der Demütigung von Menschen ab. Wie gelingt das?

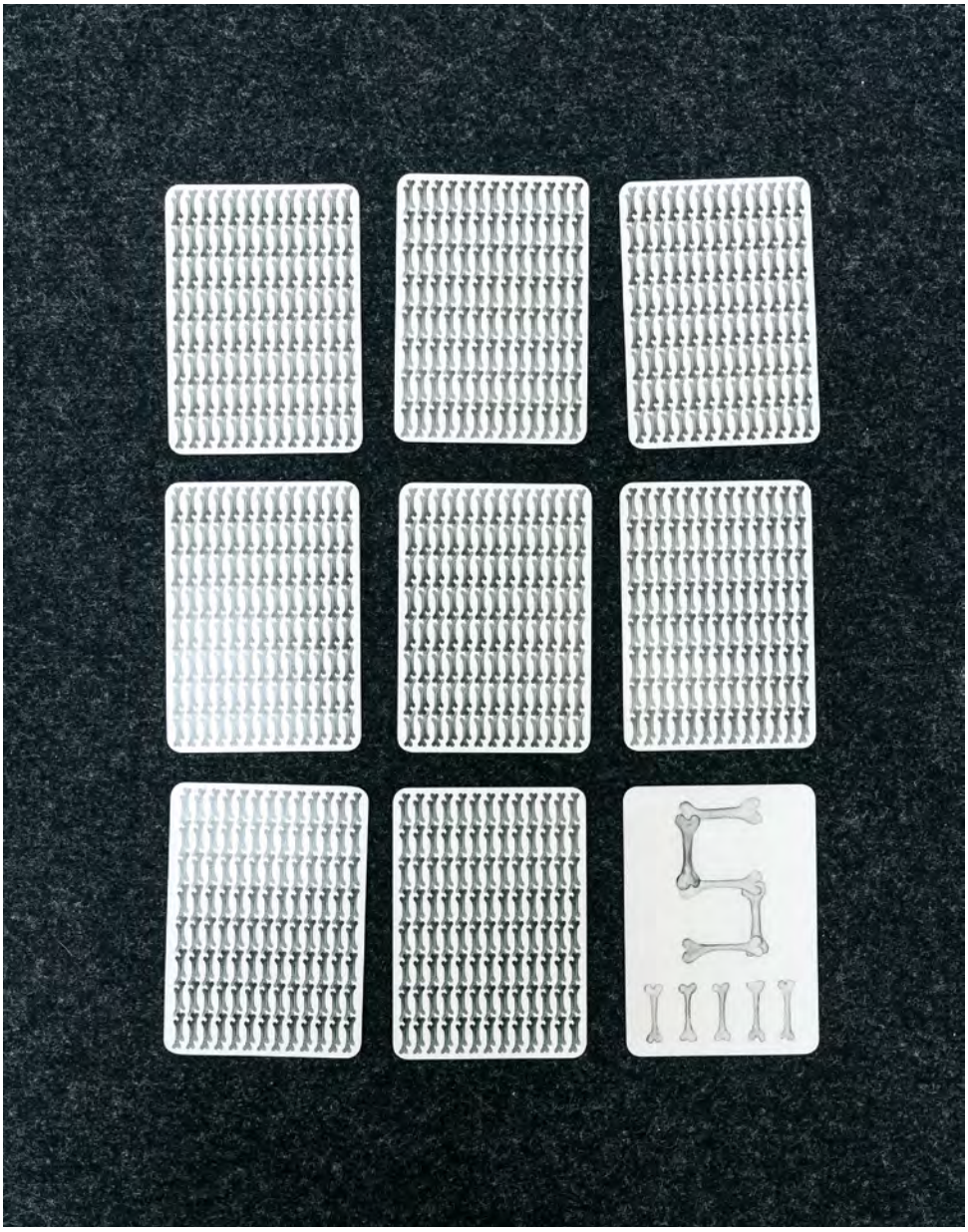
(2) **Ein gesellschaftlicher Rechtsruck wird unweigerlich Demütigung, und zwar die der unliebsamen anderen, zur Normalität machen**

Wer andere zu demütigen bereit ist, die ohnmächtig sind, gewinnt Macht. Dafür gibt es notorische Beispiele aus Wahlkämpfen: „Daham statt Islam", „Pummerin statt Muezzin". Es ist der Ton einer globalen Verschiebung. Gleich zum Regierungsantritt hieß es von Donald Trump: „Panama-Kanal – gehört uns", „Grönland – übernehmen wir", „Kanada soll gefälligst beitreten", „Mexiko – hat unseren Golf geklaut". Danach wurde ganze Heere von Staatsangestellten als Parasiten entlassen, Palästinensern eine Gaza-Riviera angekündigt, wenn sie verschwinden, freie Presse aus dem Weißen Haus und queere Personen aus der Army ausgesperrt.

Die unliebsam anderen zu demütigen, hat sich im Umgangston auf sozialen Medien, in einer extrem libertären und von Oligarchen getriebenen Ökonomie, im Staat als Beute für Superreiche und auch im kirchlichen Verschweigen klerikaler Täter des sexuellen Missbrauchs angekündigt. Es tritt dabei jeweils eine spezifische toxische Kombination aus der Scham der Gedemütigten und der Wut ihrer Verfolger auf. Diese Scham macht ohnmächtig, weil sie hoffnungslos vereinzelt, während jene Wut sich mit großem Wir im Recht bestätigt. So gewinnt man Anhänger und Follower, Investoren und Begeisterte. Wodurch?

(3) **Die Lust daran, dass andere gedemütigt werden, ist die Selbstbestätigung des autoritären Charakters**

Wenn eine Macht die von mir verachteten anderen nach unten platziert, fühle ich mich diesen gegenüber erhaben. Schadenfreude, dass es anderen noch schlechter geht als mir, lässt mich ihnen gegenüber aufsteigen. Das hat Adorno den „autoritären Charakter" genannt: „Der ‚Autoritäre', der sich mit der Macht identifiziert, lehnt zu gleicher Zeit alles ab, was ‚unten' ist. Selbst wo die sozialen Bedingungen als Grund für die Notlage einer Gruppe



Veronika Hauer, ABC Bones, 2025 Kartenspiel (55 Karten) mit Schachtel Edition von 13 Stück (+AP), Installationsansicht QL-Galerie / Detail, 2025. Foto: Karin Lernbeiß

zugegeben werden, greift er zu einem Trick und fälscht die Situation zu einer Art wohlverdienter Strafe um". Das lässt sich von charismatischen Anführern zum kollektiven Recht auf Wut gegen die unliebsamen anderen ausrollen. Sie müssen diese anderen nur als ‚unten' markieren, auf die nun getreten werden kann. Man erinnere sich an Trumps Ansagen vor seiner ersten Wahl: „Hillary Clinton gehört eingelocht! Ich baue eine Mauer, die die Mexikaner bezahlen müssen! Ich kann jeder Frau an die Pussy greifen, weil ich so bekannt bin! Ich akzeptiere die Wahl, wenn ich gewinne!" Der Sturm auf das Kapitol in Washington war ein Höhepunkt davon.

Das hat Schule gemacht. Erinnern Sie sich noch an Heinz-Christian Straches „zack, zack, zack"? Und Herbert Kickl gerierte sich 2024 mit und *nicht zu* 29% als Volkskanzler. In Deutschland wurde bereits von den Nazis perfektioniert, dass der Führer mich als kleinen Mann umso mehr aufsteigen lässt, je mehr er sich darum sorgt, dass es anderen schlechter geht als mir. Der autoritäre Charakter buckelt nach oben schielend, um umso heftiger nach unten treten zu können; das ist sein Sozialprogramm. Dieser Modus von Macht kann vor Demokratie gar nicht haltmachen, weil ihre Ermächtigung ganz anders funktioniert.

(4) **Demokratie ist eine nicht demütigende Herrschaft, die vom Widerstand gegen Demütigungen herkommt**

Die meisten Demokratien entstanden aus Demütigungen, gegen die Menschen sich aufgelehnt haben: *Habeas Corpus Act* von 1679, „No taxation without representation" – Boston Tea Party 1773, Sturm auf die Bastille 1789, „Wir sind das Volk" – 1989 in Leipzig. Revolutionen sind keine Garantie für Demokratie, aber Demokratien garantieren, dass niemand, auch die Wahlverlierer nicht, gedemütigt werden darf. Deshalb liegen Menschenrechte dem demokratischen Staat nicht vor, sondern voraus. Wer eine Wahl verliert, wird nicht vernichtet, sondern Opposition und damit potentieller Sieger beim nächsten Mal. Demokratie darf nicht demütigen, ohne sich selbst zu zerstören: deshalb kein Angriffskrieg, keine Todesstrafe, Freiheit von und zur Religion, Schutz des Privaten, Macht nur auf Zeit und nach Gewalten geteilt.

Aber eine Nicht-Demütigung anderer ist eine extrem langwierig und komplexe Ermächtigung. Sie braucht viel Mühe und kann doch nicht triumphieren. Sie ist, so Churchills berühmtes Diktum vom 11. November 1947, „the worst form of government except all those other forms that have been tried from time to time."

Nichtdemokratische Herrschaftsformen dagegen demütigen und triumphieren damit. Sie sind immer einfach, eben „zack, zack, zack": Patriarchat, Patrizierherrschaft, Imperium, Feudalismus, Oligarchie, Diktatur, Charismatische Herrschaft, Mafia, Gang, X vormals Twitter. Auch lösen sie komplexe Probleme schnell, indem sie einfach Minderheiten, andere Völker etc. als die Schuldigen ausmachen, die dann zu demütigen sind. Und löst dieser Glaube die Probleme nicht, was so gut wie immer der Fall ist, werden einfach weitere Opfer gesucht. Im Fall des gesellschaftlichen Rechtsrucks ist das besonders beliebte Opfer die Demokratie selbst.

(5) **Demokratien zu demütigen ist die politische Entdeckung des Rechtspopulismus**

Demokratien sind wehrhaft mit Recht und Gesetz, Abstimmung und Budget, aber dürfen auch ihre Feinde nicht demütigen. Sie müssen diese in Demut ertragen und anders bekämpfen. Das ist eigentlich eine Stärke, sogar die hohe Kunst der Souveränität, weil man sich auch von gefährlichen Feinden nicht Angst und Bange machen lässt. Es ist die innere Stärke, sich von Demütigungen nicht demütigen zu lassen, mit denen andere auf einem:r herumhacken. Das wird besonders dann wichtig, wenn diese sich parasitär bereits angelagert haben, so dass sie über demokratische Prozeduren an Macht kommen. Darum eignet sich eine demokratische Demut so gut für jene Demütigungsversuche, die sie gezielt schwach aussehen lässt und madig macht. Darum geben die Feinde der Demokratie alle Schuld an ungelösten Problemen und markieren sich selbst dabei als Opfer demokratischer Demütigungen, mit denen sie ihre Feindschaft beweihräuchern. Dieser vulnerante Opfermythos tritt besonders dann auf, wenn Ausnahmezustände eintreten: große Migrationsströme, hohe Inflation, schwere Niederlage im Krieg, extreme Wetterereignisse. Normale Ordnungen geraten ans Ende und schnelle Lösungen werden inbrünstig ersehnt. Hier kommt Gott ins Spiel.

(6) **Gott ist ein Demokrat, weil er andere nicht demütigt, und deshalb auch nur jene bestärken kann, die andere nicht demütigen**

Gott bestärkt nur die, die andere nicht demütigen. Ein Gott, der demütigt oder für Demütigungen verwendet wird, erfüllt den Tatbestand des Götzen, weil seine Macht sich von unfreiwilligen Opfern nährt. Man kann Churchills Diktum über Demokratie darum auf Gott anwenden. Ein Gott, der nicht demütigt, ist so etwas wie die schlechteste aller Machtformen, nämlich Allmacht, so das Große Glaubensbekenntnis. Denn göttliche Allmacht schließt Ohnmacht nicht nur nicht aus, sondern ein im doppelten Sinn des Wortes. Man denke an den gekreuzigten Gott, das unscheinbare Reich Gottes, das „verschwebene Schweigen" an der Höhle des Elija, die Wundmale der Kreuzigung beim Auferstandenen, das ständige Streiten in Korinth. Gottes Allmacht ist es nicht möglich, andere zu demütigen, ohne unglaubwürdig zu werden und so zum Götzen zu verfallen. Sie ist ähnlich wie die Demokratie die schlechteste Allmacht, mit Ausnahme all der Allmächtigen, die die Menschheit ausprobiert hat. Von denen gibt es eine Menge, besonders in den letzten 150 Jahren.

Wenn Demokratie davon indiziert ist, andere nicht demütigen zu können, ohne sich aufzugeben, lässt sich bei Gott einsehen, wo und wie das möglich ist. Sie muss ihre Ohnmacht einschließen und nicht an beschämte andere weitergeben. Wer dagegen andere demütigt, muss jene Machtform fürchten, die mit Gott indiziert ist. Gottes Macht stärkt schließlich jene, die sich von Demütigungen nicht demütigen lassen wie die Märtyrer:innen. Sie können deshalb selbst dann Widerstand leisten, wenn sie gedemütigt sind.

Es ist also nicht so, dass Demokratien von Gottes Allmacht herkommen, also ein göttlicher Imperativ wären. Das sind sie mitnichten. Sie sind säkulare Errungenschaften und ihre Unfähigkeit, andere zu demütigen, lässt ihre Macht genauso wachsen, wie Gottes Allmacht Ohnmacht einschließt. Aber was nun mit der schlichten Tatsache, dass Gott in der ganzen Kirchengeschichte immer auf der nicht-demokratischen Seite stand – von der autoritären Herrschaft von Konstantins Imperium über Karl des Großen Kaiserkrönung, vom Feudalismus bis zum unfehlbaren Papst, bei den allerchristlich-absoluten Majestäten, dem preußischen Militarismus und Österreichs Ständestaat. Selbst Hitler pries Gottes Vorsehung für sich, und nun sieht sich auch Trump auserwählt, weil natürlich Gott ihn im Attentat bewahrte. Also Gott ein:e Demokrat:in?

(7) **Demokratiefähige Theologie bedeutet unvermeidlich einen doppelten Widerspruch**

Niemand kann behaupten, Demokratien können sich auf Gott verlassen. Tun sie das, beginnen sie Privilegien einzufordern, die sie zerstörerisch werden lassen und am Ende auch zerstören. „God's own Country" und Eretz Israel sind gerade auf diesen toxischen Pfad geraten. Länder, Nationen, Völker, Organisationen, Nobilitäten, Religionen, die sich auf Gott verlassen, wollen sich rückversichern, dass sie andere ja wohl demütigen dürfen, weil doch Gott auf ihrer Seite ist. Die Kirche ist der elementare historische Beleg für diese Haltung, mit der sie u. a. den sexuellen Missbrauch vertuscht hat. Aber sie belegt zugleich, genau daran zu scheitern, weil diese Beanspruchung eben Glaubwürdigkeit zerstört. Diese Haltung verlangt nämlich stets eine binäre Codierung, ein Entweder-oder, das die eigene Seite bestätigt und die anderen demütigt. Das tun autoritäre Herrschaftsformen, sie bestätigen sich selbst, indem sie andere demütigen. Darum gieren sie so sehr nach Gott wie die genannten historischen Beispiele, um die eigenen Demütigungen anderer zu rechtfertigen.

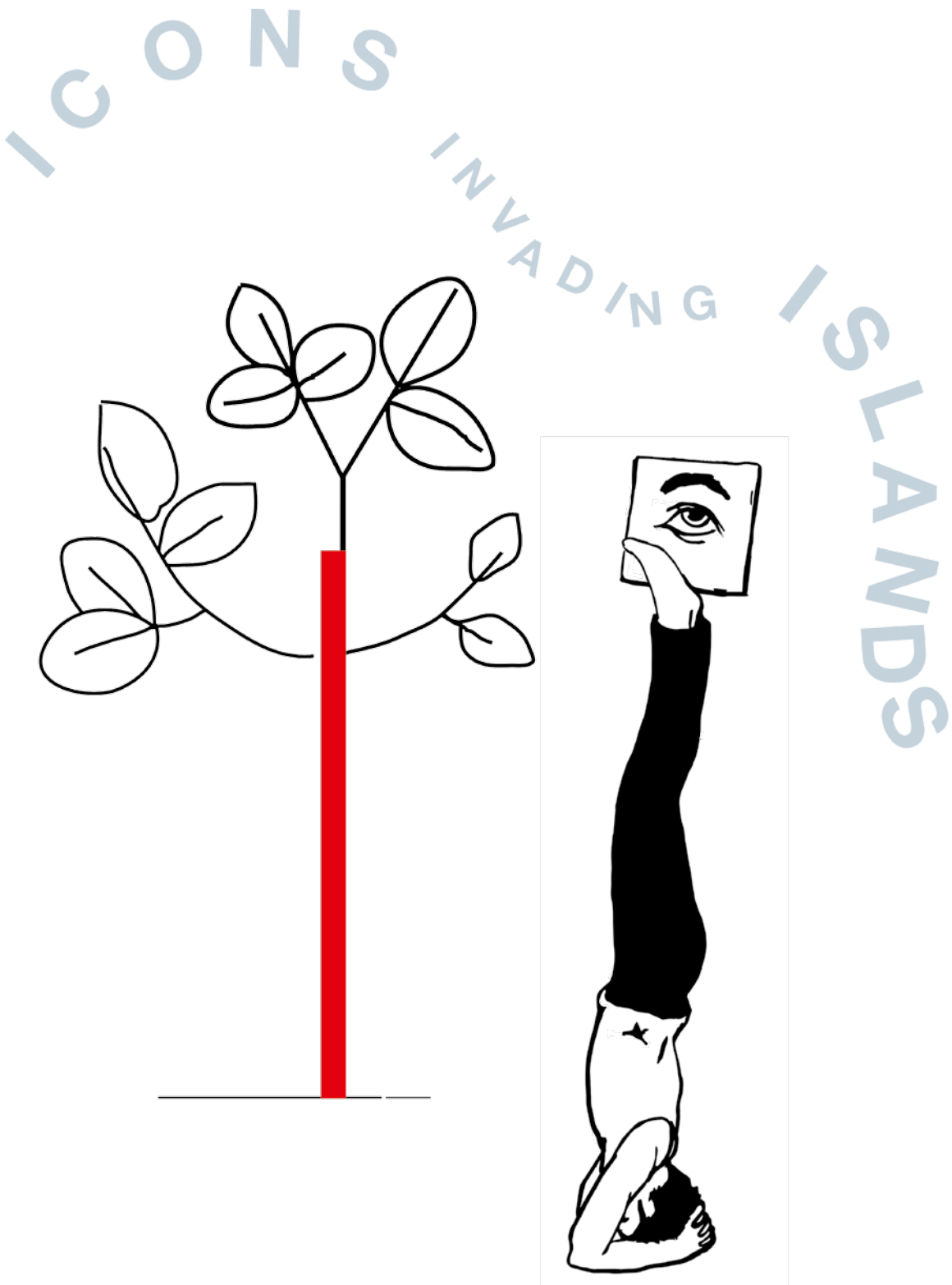
So wie die Demokratie ihre Feinde nicht demütigen kann, kann auch Gott seine Feinde nicht demütigen, ohne seine Allmacht zu verlieren, in der die Ohnmacht eingeschlossen ist. Die Berufung auf Gott für die Demütigung anderer ist die Heterotopie der Beanspruchung Gottes. Was ihr zur Seite tritt, ist nicht Gott, sondern ein Götze, den sie selbst generiert. Der bestätigt ihr die angebliche Herrschaftsbedürftigkeit jener Menschen, die immer nur die anderen sind, so dass deren Demütigungen sogar als Segen ausgegeben werden. Diese toxische Verdrehung ist unvermeidlich, sobald ein Götze generiert ist. Zugleich ist das ein Kriterium, um Rechtspopulismus zu erkennen und seine Mythen einzuschätzen. Jene, die derzeit im katholischen Rechtskatholizismus in den USA und Österreich einem Neointegralismus das Wort reden (JD Vance, Vermeule, Waldstein OCist), produzieren emsig diese Götzen.

Hier kommt die Theologie ins Spiel. Sie wird demokratiefähig oder geht unter; denn es ist ihr ureigenes Metier, die Götzen und Gott unterscheiden zu können. Das aber kann auch sie nur dann, wenn sie selbst demütig sich dem aussetzt, wo sie selbst diese Götzen womöglich selbst mitproduziert hat. Daher ist die demokratiefähige Rede von Gott ein doppelter Widerspruch: Sie widerspricht der Demütigung anderer, weil Gott nicht demütigt, sondern die Gedemütigten bestärkt, gegen ihre Demütigungen zu widerstehen. Das richtet sich jetzt nach außen in eine Gesellschaft hinein, die sich einen gefährlichen Rechtsruck leistet. Aber es widerspricht auch den religiösen Mächten und Gewalten, die sich mit Gott aus den gleichen Herrschaftsinteressen im Bund wähnen, und hier vor allen Dingen auch der eigenen Religionsgemeinschaft. Schließlich wird gerade in einer Religion, die absteigt wie jetzt die katholische, das Bedürfnis umso stärker, mit den Wölfen zu heulen, also in die Unverschämtheit der Demütigung anderer einzustimmen, weil das Macht über die schmerzliche eigene Ohnmacht verheißt. Religionsgemeinschaften, die mit dem Rechtsruck heulen und dafür ihren Gott oder ihre Götter hergeben, verfault dieser Gott zu einem Götzen. Das muss eine Theologin und ein Theologe dann auch sagen und dem nach innen widerstehen, koste es, was es wolle.

Dieser doppelte Widerspruch nach außen und nach innen, in die zeitgenössische säkulare Wirklichkeit hinein und in die um ihre Macht besorgte eigene Religionsgemeinschaft hinein, wird uns nicht erspart bleiben in der Theologie, weil sich dieses doppelte Problem im Mahlstrom unserer Zeit ausbreitet. Das gibt uns Theolog:innen viel Arbeit und sie wird hart. Anders aber lässt sich eine demokratiefähige Theologie nicht treiben.

Hans Joachim Sander, emer. Professor für Dogmatik in Salzburg. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen das Zweite Vatikanische Konzil, die Topologie der Religion und die räumliche Wende in Gottesreden, die Nebeneinanderstellung von Macht und Ohnmacht im christlichen sowie die Theologie der Zeichen der Zeit.

Foto: Haigermoser



Veronika Hauer, I (Icons Invading Islands), 2025, 100x150cm, Fahnenstoff, Edition 1/3 (+AP). © Hauer

Lingual Limbs

Für ihre Ausstellung in der QL-Galerie hat Veronika Hauer vier Banner im Zentrum des Galerieraumes positioniert, die dazu einzuladen schienen, mit ihnen zu einer Demonstration im Stadtraum aufzubrechen. Auf jedem Bildfeld befand sich ein Buchstabe, deren Kombination das Wort LIVE (bzw. EVIL) ergab. Diese spielerische Handlungsaufforderung ergänzte sie mit Zitaten aus zwei Büchern im Piktogramm-Stil: Das Werk „Hurra wir lesen! Hurra wir schreiben!“ hatte die Malerin und Illustratorin Tom Seidmann-Freud, eine Nichte von Sigmund Freud, 1930 verfasst. Mit dieser Spielfibel sollten Kinder selbstbestimmt Lesen und Schreiben lernen.

Die von dort teilweise direkt übernommenen Bild-Zitate verschnitt Veronika Hauer mit der Art, wie Walter Crane 1876 in seinem Buch „The Absurd A.B.C.“ einem Nonsens-Reim zu jedem Buchstaben des Alphabets jeweils eine Illustration zuordnete. Suggerierte Lesbarkeit wurde so subversiv-spielerisch aufgebrochen.

Zeitenwende und Heilsgeschichte

Vieles wird heute als Wendepunkt angesehen. Doch worin besteht eine echte Zeitenwende? Was christliches Geschichtsverständnis und die Frage nach dem Eschaton uns lehren könnten.

Von Peter Strasser

Fragt man den sprichwörtlichen Mann von der Straße, ob er schon bemerkt habe, dass wir in einer Wendezeit leben, die eine Zeitenwende markiert, dann wird er vermutlich nicht wissen, was er antworten soll. Die Welt ist unsicherer geworden, das versteht man, die Russen haben in der Ukraine einen martialischen Krieg angezettelt, Israel kämpft gegen die Hamas, die Palästinenser werden hin und her getrieben, in den USA regiert ein Präsident mit Leuten, die Amerika wieder groß machen wollen und dabei womöglich die Weltwirtschaft ruinieren.

Also wer weiß: Vielleicht geht auch bei uns, in Österreich, der – im Rückblick – regelrecht beschauliche Nachkriegsfriede langsam zu Ende, unsere Staatsschulden sind in den Himmel geschossen, die rechtspopulistische Partei greift, trotz Oppositionsrolle im Parlament, mit anderen europäischen Extremisten längerfristig nach der Macht, es ist wieder von Führern die Rede, welche die schlimmen Dinge, vor allem die Zuwanderung, radikal in Ordnung bringen wollen. Vielleicht ist in Österreich eine Zunahme des inneren Unfriedens gleichsam programmiert, vielleicht bewegen wir uns in Richtung einer „illiberalen" Demokratie, das heißt einer Demokratie, die keine ist, schon eher ein autoritärer, plutokratisch ausgerichteter Staat.

Aber seien wir ehrlich: Es hat schon immer, über die Jahrhunderte hin, Verschiebungen gegeben, der liberale Wohlfahrtsstaat wird möglicherweise einem anderen Sozialprojekt weichen, wenn auch keineswegs zur Gänze, die Reichen werden reicher und die Armen ärmer werden, selbst bürgerkriegsähnliche Verwerfungen sind nicht auszuschließen. Aber deshalb Wendezeit und Zeitenwende?

Indem es in allen Medien immer wieder repetiert wird, könnte es in den Gehirnen der Bürgerinnen und Bürger tatsächlich zu Panikreaktionen kommen, wir müssen unsere Grenzen dichtmachen und unser Heer aufrüsten, damit wir *das* durchstehen. Was genau das ist, ist natürlich nicht auszumachen, aber Kriegsängste, Verlustängste, Ängste einer radikalen Verarmung lassen sich heutzutage leicht schüren. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass eine sich selbst erfüllende Prophezeiung Schaden anrichtet, der in Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, nicht gutgemacht werden kann. Was aber lässt mich stocken, wenn mir wieder einmal ein Zeitgenosse über den Weg läuft, der von „Wendezeit" und „Zeitenwende" spricht?

Was macht eine Zeitenwende aus?

Nun, ich kann nicht sehen, dass sich der Lauf der Geschichte radikal verändert, auch wenn sich das Leben vieler *Menschen* radikal verändern mag. Überhaupt habe ich den Eindruck, dass man, zumal in einem katholischen Land wie Österreich, von Zeitenwende nur sprechen sollte, wenn es um das heilsgeschichtliche Drama geht, in das die Menschheit nach dem Wort der Bibel unausweichlich hineingeflochten ist.

Man muss der biblischen Welterzählung keinen Glauben schenken, doch hat sie einen großen Vorteil – und eine Attraktivität, die kein säkularhistorischer Ansatz jemals haben kann: Blicken wir auf das innerweltliche Geschehen mit seinen von den Historikern konstruierten Epochen, dann bekommt man den Eindruck, dass durch alle Wandlungen hindurch, ob sie zum Guten oder Schlechten ausfallen, der jeweilige Hoffnungshorizont stets fraglich, unsicher, zerbrechlich, von unbeherrschbaren Umständen abhängig ist. Das Glück, das man in bestimmten Epochen genießen mag, wird verschwinden, und der Hass, der wieder andere Epochen antreibt, ermüdet und stirbt ab.

Und überhaupt das Sterben. Nicht nur Epochen sterben, Oswald Spengler sprach vom Ende aller großen Kulturen, namentlich vom Untergang des Abendlandes; auch der Mensch stirbt, dagegen ist kein Kraut gewachsen, und letzten Endes lebt der Mensch so oder so auf sein Ende zu, das dämpft alle Hoffnung. Es ist im *Wesensgrund* alles hoffnungslos, oder? Und alle Werte werden verglühen, sobald die Erde unbewohnbar geworden sein wird.

Unter rein weltlichen Vorzeichen – das ewige Auf und Ab der Geschichte ohne wesenseigentlichen Sprung vorausgesetzt – wäre dies *Unvermeidliche* noch am ehesten als Zeitenwende tauglich: das Unbewohnbarwerden des Planeten, am Ende aller menschlichen Bemühungen, mit dem absoluten Endpunkt des Verglühens unter einer sich zigfach ausdehnenden Sonne. Der Rest ist kosmisches Schweigen, das über unsere Menschheitsgeschichte hinausreicht.

Heilsgeschichte und Wendezeit

Dagegen die Heilsgeschichte: sie ist uns als jene der jüdisch-christlichen Überlieferung vertraut. Die erste Zeitenwende war gewiss der Übergang vom uranfänglichen Tohuwabohu in die Welt der Schöpfung samt Paradiesgarten, in dem kein Tier ein anderes isst und Adam und Eva einander in Liebe zugetan sind ohne Todessorge. Ein wunderbarer Zustand, uns unausdenkbar, in der Zeitlosigkeit schwebend.

Und dann die Wendung nach unten: die Vertreibung aus dem Paradies und das Leben auf einer beschwerlichen Erde, welche fortan als das „Tal der Tränen" durchlitten wird. Die geistige Signatur dieser nun anbrechenden zweiten Epoche ist die Erbsünde von Generation zu Generation.

Und dann, etwa zweitausend Jahre vor dem Hier und Jetzt, nach Schöpfung und Sündenfall, die dritte Zeitenwende: der „Sohn" Gottes wird Mensch und nimmt die Sünden der Menschheit auf sich, indem er sich opfert, ans Kreuz nageln lässt und wiederaufersteht, um zu seinem Vater, mit dem er im Wesen eins ist, zurückzukehren.

Fortan darf die vom Erbsündenlauf befreite Menschheit hoffen, dass Gott wieder am Himmel erscheint, nun als Krieger in strahlender Rüstung, Teufelsbesieger und Menschheitsrichter – dies alles als Vorlaufbewegung zur Herabkunft des Neuen Jerusalem, eines zweiten Paradieses. Doch halt! Gott in Gestalt seines Sohnes Jesu ist bis heute nicht wieder erschienen, wir befinden uns immer noch im nachösterlichen Äon und jedes Jahr, wenn wir Ostern feiern, sollten wir, heilgeschichtlich bewegt, das Ende aller Tage herbeibitten. Die Theologie spricht von Parusieverzögerung. Und wovon sie nicht spricht, nicht sprechen will, nicht sprechen kann aufgrund ihrer Glaubenstreue, das ist der Umstand, dass das Warten bereits zu lange dauert.

Kein verständiger Mensch wird daran festhalten wollen, dass für die Rechtschaffenen am Horizont noch immer die Auferstehung von den Toten und der Eintritt in ein neues Leben warten, wie versprochen. Das Versprechen hat jedoch ebenso seine Kraft verloren wie die Schrecken der Apokalypse des Johannes. Vielleicht ist diese innere Kraftlosigkeit unserer christlich zuinnerst geprägten Kultur die Wendezeit, in der sich nichts mehr wendet und keine Zeitenwende mehr lockt.

Vom Christenleben in der Wendezeit

Das Leben ist fahl geworden, unsere Hoffnungen schal. Schall und Rauch sind über die Jahrhunderte hinweggezogen, ohne dass ein Trompetenstoß erklungen wäre, der von den Engeln gekündet hätte, welche die Schalen der johanneischen Übel über die Menschheit ausgießen. Darüber mag man froh sein, aber man wird es doch nicht so recht, weil uns keine Autorität, keine innere Stimme des Glaubens mehr glaubhaft verspricht, unsere Weltgefangenschaft werde aufgesprengt werden und es werde sich – mit den *Fragmenten der Undeutlichkeit* des Botho Strauß gesprochen – aus der tief besorgten Brust ein Jubel erheben: „Alles umtaufen!"

Und nun wäre noch hinzuzufügen: Im Zweiten Brief an die Gemeinde der Thessalonicher hat Paulus das eine und einzige Mal von einem „Katechon", einem Aufhalter der endzeitlichen Dinge gesprochen. Der übliche Kommentar zu dieser rätselhaften Gestalt, die niemand kennt, lautet: Einerseits errettet der Katechon die Welt vor dem Chaos der Endzeit, andererseits verzögert er das Kommen Christi und bleibt so dem Bösen verhaftet.

Jene eigentümliche Gestalt verleiht der Weltgeschichte eine innere Tiefe, vor deren Hintergrund die Rede von der Zeitenwende sinnlos wird. Die Menschheit lebt andauernd in einer sakralen Wendezeit, das Ende, welches ein neuer Anfang wäre, stets fürchtend und zugleich herbeisehnend.

Man wird heute, außer in erzkonservativen Kreisen, kaum einen Christen finden, der noch, wie Carl Schmitt, aber auch wie Jacob Taubes, der große jüdische Gelehrte, unser aller Existenz unter der heilsgeschichtlichen Perspektive betrachtet, nämlich so, wie sie die biblische Erzählung vorzeichnet; demnach ist jede Etappe der Menschheitsgeschichte unter das Vorzeichen einer schöpfungsursprünglichen Notwendigkeit gestellt.

Wenn heute Christen, die sich für aufgeklärt halten, erhaben über den Mythos, von Wendezeit und Zeitenwende sprechen, dann nähern sie sich, wie informiert auch immer – und ja, es sind gerade die politisch Hochinformierten! –, einem Religionsjournalismus an, der die zentralen Begriffe der Heilsgeschichte bloß metaphorisch und aphoristisch verwendet.

Damit wird die Transzendenz, die in jenen Begriffen aus der Tiefe der Zeiten mitschwingt, zu einer Immanenz, welche unsere Weltgefangenschaft zwar strukturiert, zugleich aber auch verdichtet. Nur da und dort, vereinzelt, erhebt sich eine Stimme, wie aus der Welt gefallen: Alles umtaufen!

Univ.-Prof. Dr. Peter Strasser, unterrichtete an der Grazer Universität „Rechtsphilosophie", „Ethik" und „Religiöses Denken". 2014 Österreichischer Staatspreis für Kulturpublizistik. Zahlreiche Buchveröffentlichungen: „Apokalypse und Advent – Warum wir da gewesen sein werden", Sonderzahl Verlag, Wien 2022. Im Frühjahr 2024 erschien dort „Ewigkeitsdrang", im Mai 2025 der Band „Über die vorletzten Dinge".

Foto: Jungwirth

Wissenschaft neu erzählen: Vom Fachjargon zum Dialog

Wie wir kommunizieren, hat sich grundlegend verändert. Nicht nur für Wissenschaftskommunikation, sondern auch für die Rolle von Wissenschaftler:innen in der Gesellschaft verheißt das eine entscheidende Wende

Von Lisa Kornder und Helmut Jungwirth

Veronika Hauer, M (Mint Melting Mouth), 2023. © Hauer

Der Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und dem Bildhaften ist ein zentrales Moment der Arbeiten von Veronika Hauer. Dabei setzt sie bewusst darauf, auch in ihrer Kunst Dinge offen zu lassen und Raum für Interpretationen zu eröffnen – immer auch vor dem Hintergrund der Frage, wo die Verständlichkeit vielleicht auch endet oder beginnt.

Um Wissenschaft und Forschung erfolgreich in unsere Gesellschaft zu tragen, braucht es vielfältige Zugänge. Zum einen benötigt man ein breites Spektrum an Kommunikationsformen und -strategien, um unterschiedliche Zielgruppen erreichen und somit direkt ansprechen zu können. Das umfasst z. B. die Zielgruppenanalyse, die Definition der intendierten Ziele, das Framing, den Diskurs, die Konzeption innovativer Formate, aber auch die professionalisierte Förderung der kommunikativen Qualifikationen von Wissenschaftler:innen. Zum anderen ist die Wahl der geeigneten analogen und digitalen Kanäle ein essentieller Faktor für eine zielgruppenspezifische Wissenschaftsvermittlung. Und wenn wir in diesem Kontext heute von Wissenschaftskommunikation sprechen, dann ist das weit mehr als nur eine vereinfachte Darstellung von Forschungsergebnissen. Stattdessen stehen ein interaktiver Austausch und Diskurs zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit im Vordergrund, die mittels abgestimmter kommunikativer Maßnahmen gestaltet werden müssen. Denn es geht nicht nur um Informationen oder Erklärungen, sondern auch darum, Erwartungen, Missverständnisse, Vorurteile, aber auch Ängste und Unsicherheiten in Bezug auf wissenschaftliche Errungenschaften oder Erkenntnisse offen zur Sprache zu bringen.

Veronika Hauer, A quick brown fox jumps over the lazy dog, 33 Aquarelle, 10x15 cm, Display: Buchenholz, 2025. Foto: Karin Lernbeiß

Diese partizipative Form der Wissensvermittlung bringt notwendigerweise erweiterte Anforderungen mit sich, vor allem in Bezug auf kommunikative Kompetenzen seitens der Forscher:innen und Expert:innen. Das führt zugleich zu einer veränderten öffentlichen Wahrnehmung der Rolle von Wissenschaftler:innen in unserer Gesellschaft.

Wissenschaft und soziale Medien

Wenn es darum geht, Wissenschaft wirkungsvoll und öffentlichkeitswirksam zu vermitteln, spielen digitale Medien eine zunehmend wichtige Rolle. Sie ermöglichen es, wissenschaftliche Inhalte in kurzer Zeit und mit großer Reichweite sichtbar zu machen. Im Jahr 2024 wurde weltweit die Marke von fünf Milliarden Social-Media-Nutzer:innen durchbrochen – das entspricht über 60% der Weltbevölkerung (Digital 2024 Global Overview Report). Und auch in Österreich werden soziale Medien, wie zum Beispiel Facebook, YouTube, WhatsApp, TikTok oder Instagram bereits von mehr als sechs Millionen Menschen, also ungefähr 70% der Bevölkerung, genutzt. Im Schnitt liegt die Nutzungsdauer von Social-Media-Plattformen bei 1,5 Stunden pro Tag. Hier lohnt es sich durchaus, einen näheren Blick auf die unterschiedlichen Altersgruppen zu werfen. Denn während unter den Befragten im Alter von 55 Jahren oder älter nur etwa 6% soziale Medien als ihre primäre Nachrichtenquelle nutzen, sind das bei den 18- bis 24-Jährigen schon über 38%. Gleichzeitig informieren sich in dieser Altersgruppe nur mehr 5% über gedruckte Zeitungen und knapp 15% über TV-Nachrichtenprogramme. Unter den Befragten ab 55 Jahren sind es immerhin noch ca. 16% bzw. 40%.

Während analoge Medien für viele junge Menschen als Wissensquelle kaum noch eine Rolle spielen, übernehmen TikTok & Co zunehmend vielfältige Funktionen: Sie dienen als Nachrichten- und Informationsquelle, als Kommunikationsmittel mit Freund:innen und Familie, als Unterhaltungsmedium und nicht zuletzt als Bühne zur Inszenierung des eigenen Lebensstils. Gleichzeitig stoßen sie innerhalb der Scientific Community aber durchaus auf ambivalente Reaktionen – zwischen Chancen der Sichtbarkeit und Bedenken hinsichtlich der Verkürzung oder gar Verzerrung komplexer Inhalte. Hier zeigt sich, wie eng in der Wissenschaftskommunikation die Wahl des Mediums mit der inhaltlichen Aufbereitung und sprachlichen Gestaltung verbunden ist. Denn neue mediale Formate verändern nicht nur die Sichtbarkeit von Wissenschaft, sondern stellen neue Anforderungen an die Art und Weise, wie wissenschaftliche Inhalte sprachlich vermittelt werden. Und innerhalb eines Umfeldes, das von kurzen Aufmerksamkeitsspannen, schnellen Zugängen und einem nicht enden wollenden Informationsfluss geprägt ist, reicht es nicht mehr aus, präzise und fachlich kompetent zu sein.

Ein neues Anforderungsprofil für Wissenschaftler:innen

Eine dialogorientierte und diskussionsoffene Form der Wissenschaftsvermittlung stellt entsprechend neue Anforderungen an die kommunikative Kompetenz von Forschenden: Wissenschaftliche Beobachtungen und Fragestellungen müssen nicht nur inhaltlich fundiert aufbereitet, sondern auch sprachlich so gestaltet werden, dass sie die kommunikativen Bedürfnisse der jeweiligen Zielgruppe erfüllen und anschlussfähig bleiben. Auch wenn Wissenschaftsvermittlung an ein fachfremdes Publikum keineswegs ein neues Phänomen ist, galt lange Zeit eine möglichst komplexe, fachsprachlich orientierte Ausdrucksweise als Zeichen wissenschaftlicher Seriosität. Das ist leider in manchen Fachtraditionen bis heute noch üblich. Und tatsächlich sind wissenschaftliche Inhalte oftmals so vielschichtig, dass ihre Beschreibung entweder sprachliche Komplexität oder die Verwendung von Fachbegriffen verlangt, die es ermöglichen, mit nur einem Wort einen komplizierten Sachverhalt zu beschreiben. Doch Sprache fungiert hier nicht nur als vermittelndes Instrument, um Inhalte zu transportieren, sondern auch

ganz wesentlich als Marker wissenschaftlicher Autorität: Komplexe, schwer verständliche Sprache grenzt ab, sie macht Fachwissen exklusiv und erschwert fachfremden bzw. nicht-wissenschaftlichen Zielgruppen den Zugang.

Heute wird von Wissenschaftler:innen zunehmend erwartet, dass sie ihre Forschung so kommunizieren, dass sie auch für ein Publikum außerhalb des jeweiligen Fachbereiches zugänglich wird, ohne dabei an inhaltlicher Genauigkeit und Faktentreue zu verlieren. Das verlangt nicht nur fachliche, sondern auch eine besonders hohe sprachlich-kommunikative Kompetenz. Dabei gewinnen sprachliche Strategien an Bedeutung, die früher in der Vermittlung von Wissenschaft – weder in universitären noch in öffentlichen Kontexten – nicht vorderrangig Platz hatten: Forschende erzählen Geschichten, präsentieren einen persönlichen Zugang zu Themen und Fragen, greifen zu Metaphern oder Analogien, und formulieren pointiert, humorvoll und dialogisch. All das schafft Nähe, macht komplexe Inhalte greifbarer und stärkt – im Idealfall – das Vertrauen in Wissenschaft und ihre Akteur:innen. Diese sprachlichen Anpassungen sind jedoch viel mehr als nur Feinabstimmungen der eigenen kommunikativen Routinen, sie verweisen auf eine tiefgreifende Veränderung der wissenschaftlichen Selbstinszenierung und Rollenwahrnehmung. Damit beinhaltet Wissenschaftskommunikation auch einen Rollenwechsel: von Expert:innen im Elfenbeinturm zu Gesprächspartner:innen auf Augenhöhe, mit allen sprachlichen und kommunikativen Herausforderungen, die dieses neue, erweiterte Rollenbild mit sich bringt.

Von sprachlicher Unnahbarkeit zum gesellschaftlichen Diskurs

In diesem Wandel vollzieht sich auch eine Verschiebung im Rollenverständnis von Wissenschaftler:innen in der Öffentlichkeit. Während in der Vergangenheit wissenschaftliche Autorität häufig mit Distanz, Objektivität und sprachlicher Unnahbarkeit einherging, sind Forschende heute gefordert, als Akteur:innen an gesellschaftlichen Diskursen teilzuhaben und in einen Dialog mit unterschiedlichen Zielgruppen zu treten. Sehr deutlich wurde diese neue Kommunikationsrolle beispielsweise während der Corona-Pandemie: Virolog:innen, Epidemiolog:innen und andere Fachleute wurden zu öffentlichen Stimmen, die in Talkshows und verschiedenen sozialen Netzwerken nicht nur Forschungsergebnisse erklärten, sondern auch gesellschaftliche Verunsicherungen einordneten. Auch in der gegenwärtigen Klimadebatte nehmen Wissenschaftler:innen zunehmend eine kommunikative Rolle ein, in der sie Zusammenhänge erläutern und in öffentlichen Auseinandersetzungen Position beziehen. Diese Rollenvielfalt verlangt einmal mehr die Fähigkeit, zwischen verschiedenen sprachlichen Registern zu wechseln: vom präzisen Fachbegriff zum anschaulichen Vergleich, vom abstrakten Konzept zur alltagsnahen Erklärung. Damit verbunden ist das Bild eines/einer Wissenschaftler:in, der/die nicht nur informiert, sondern zuhört, Unsicherheiten benennt und auf Augenhöhe kommuniziert. Gleichzeitig sollen natürlich wissenschaftliche Standards und Seriosität bewahrt werden. Sprache wird hier zur Brücke – nicht nur zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, sondern auch zwischen Autorität des/der Wissenschaftler:in und Vertrauen in die Wissenschaft.

Die neuen Anforderungen an die sprachlichen und kommunikativen Routinen von Wissenschaftler:innen sind keineswegs selbstverständlich zu bewältigen. Sie verlangen eigene Kompetenzen, die gezielt aufgebaut und eingeübt werden müssen. Wer in Zukunft wissenschaftlich arbeitet, wird nicht nur als Person „vom Fach", sondern auch als Vermittler:in auftreten – im besten Fall innerhalb eines zielgruppenorientierten Dialoges. Dafür braucht es entsprechende Rahmenbedingungen in der Ausbildung: Zielgruppengerichtete Kommunikation, unterschiedliche mediale Zugänge und Präsentationsformen, Storytelling oder der Umgang mit öffentlich geführten Debatten stellen ebenso einen Teil des wissenschaftlichen Lernprozesses dar wie das Beherrschen von Konzepten, Forschungsmethoden und wissenschaftlichen Arbeitsweisen. Damit sollte Wissenschaftskommunikation nicht länger als Zusatzaufgabe, als „Nice-to-have" verstanden werden, sondern als fester Bestandteil der wissenschaftlichen Praxis.

Lisa Kornder, ist Sprachwissenschaftlerin am Institut für Anglistik an der Universität Graz und beschäftigt sich unter anderem mit der Rolle von Sprache im Kontext von Wissenschaftskommunikation.

Foto: Tzivanopoulos

Helmut Jungwirth, ist Molekularbiologe und wurde 2016 an der Universität Graz zu Österreichs erstem Universitätsprofessor für Wissenschaftskommunikation berufen.

Foto: Tzivanopoulos

Lieben lernen

Wie aus der Liebe eine Ware wurde – und was es braucht, damit sie wieder eine Gabe wird

Von Ariadne von Schirach

„Die wichtigste Stunde ist immer die Gegenwart,
der bedeutendste Mensch immer der, der dir gerade gegenübersteht,
und das notwendigste Werk ist immer die Liebe."

Meister Eckhardt

Das diesjährige Philosophicum Graz war geprägt von lebendiger und viele Horizonte eröffnender Diskussion. Unter dem Titel „Lieben und lieben lassen. Vertrauen und Begehren in Zeiten der Selbstoptimierung" stand unsere moderne Art des Liebens, des Beziehung-Führens und vieles mehr im Fokus. V. l. n. r.: Valentin Fraß, Ariadne von Schirach, Maria Pasaricek, Hans-Walter Ruckenbauer. Foto: Gerd Neuhold

Ich weiß nicht, wann das Gefühl begann, dass der Ausnahmezustand gekommen war, um zu bleiben. Als der Krieg in der Ukraine begann? Als in Amerika die Abtreibungsgesetze geändert wurden? Als die Frauen in Afghanistan das Haus nicht mehr verlassen durften? Als Trump zum zweiten Mal gewählt wurde? Nach dem Massaker des siebten Oktobers? Oder war es bei der Flut im Aartal? Bei den Überschwemmungen in Niederösterreich? Oder beim ersten oder zweiten oder zehnten Amoklauf?

Wir leben in interessanten Zeiten. Das Zusammenleben zwischen uns Menschen ist von Krieg, Entdemokratisierung und wachsender Ungleichheit bedroht. Auch unser Mit-Sein mit dem planetaren Ökosystem ist fragwürdig geworden: während die Lebensräume von Tieren und Pflanzen weiter geplündert werden, scheint mir die wachsende Bedrohung unserer eigenen Lebensräume durch die Klimaveränderungen wie die Antwort der Natur auf ihre fortschreitende Missachtung. Wir sind wirklich

nicht alleine hier. Zudem fordert uns die ebenfalls noch ungeklärte Frage nach unseren eigenen Schöpfungen heraus; wie umgehen mit KI und Quantencomputern, mit Städten und Sickergruben, mit Mode und Müll. Begleitet werden diese immer lauter werdenden Konflikte und Krisen von einer allgemeinen Auflösung, die zugleich eine Auflösung des Allgemeinen ist. Wir wissen nicht mehr so genau, wie wir als Menschheit gut mit diesem Planeten zusammenleben wollen, noch haben wir besonders viel Orientierung an der Hand, wie wir unser eigenes Leben gestalten sollten. Was heißt es, gerade ein Mensch zu sein? Wie leben, was arbeiten, wie lieben?

Interessante Zeiten sind keine angenehmen Zeiten. Das Aufbrechen einst „selbstverständlich" scheinender Vorstellungen – wie beispielsweise ein unhinterfragtes Verständnis davon, was ein „Mann", eine „Frau" ist und sein soll, oder dass „Arbeit" meist im Büro stattfindet und Leistung sich „lohnt" – erzeugt ein umfassendes Unbehagen, das oft genug zur Flucht in eine imaginäre Vergangenheit führt: zu „echten" Männern und „Frauen", zu einem „Leben ohne das böse Internet" oder schlicht zu Politikverdrossenheit, einem Gefühl von Resignation und Ohnmacht und dem Rückzug ins Private. Für mich reichts ja noch, scheinen viele zu denken, und vielleicht haben sie ja recht.

Zu der Überforderung, die fast alle Menschen gerade empfinden, kommen Schuldgefühle. Denn wenn wir fragen, wie es schon wieder so weit kommen konnte, kommen wir nicht umhin, unsere eigenen Spuren zu finden. Der Mensch beutet die Erde aus, misshandelt und verdrängt die Tiere und ist auch seinen eigenen Brüdern und Schwestern eher Wolf als Gefährte. Mehr noch, gerade scheinen ein paar Superreiche die letzten Brücken zur Gemeinschaft der Menschen zu kappen, und für sie wird es vielleicht tatsächlich noch reichen in irgendwelchen Offshore-Archipelen, Raumstationen oder Bunkeranlagen.

All das trägt nicht dazu bei, an den Menschen zu glauben und macht es zugleich so notwendig wie selten. Denn wir Menschen sind geworfene Entwürfe, wie der Philosoph Martin Heidegger das nennt. Der Gedanke des Entwurfes umfasst dabei nicht nur unsere Gestaltungsmacht, sondern auch die jeder Gestaltung vorangestellte Haltung, also unsere Meinungen, Überzeugungen und Perspektiven. Das, was wir über uns, die Erde und den Sinn unseres Zusammenlebens denken, ist von Gewicht. Ist der andere Mensch dein Konkurrent oder deine Familie? Sind die Tiere unsere Freunde oder unser Futter? Sollen wir uns die Erde untertan machen oder sie ehren und hüten als unersetzliche Heimat in den Weiten des Alls?

Wie eine ökonomisierte Welt uns das Ja zum Leben vergessen hat lassen

Das, was jeder und jede Einzelne von uns denkt, hat einen Einfluss auf das Ganze, denn unsere Meinungen und Überzeugungen bestimmen den Kurs unseres Handelns: ob wir freundlich oder feinselig sind, ob wir nur an uns oder auch an die anderen Menschen und die Natur denken, ob wir nehmen, oder uns auch bemühen, der Welt etwas zurückzugeben. In diesem Sinne sind Zeiten der Krise ebenso herausfordernd wie belebend: während man noch vor 20 Jahren relativ ungestört in private und gesellschaftliche Rollenbilder schlüpfen konnte, müssen wir heute alle selber denken.

Genauer gesagt sind wir eingeladen, uns über unsere Meinungen und Vorstellungen Gedanken zu machen, ein Vorgang, den der dänische Philosoph Sören Kierkegaard „Reflexion" genannt hat. Kierkegaard ist ein guter Freund in der Krise; er hat als einer der ersten den existenziellen Wert unangenehmer Gefühle wie Angst und Verzweiflung erkannt; Gefühle, die uns auch heute noch einladen, das Bequeme gegen das Wahrhaftige zu tauschen, fremdbestimmte Rollenbilder zu hinterfragen und durch eigene Antworten auf unser Menschsein zu ersetzen. Dafür müssen wir aber erst auf uns selbst aufmerksam werden, und das wiederum kommt selten vor, wenn alles gut läuft.

Angst ist die Möglichkeit der Freiheit, sagt Kierkegaard an dieser Stelle, und meint damit, dass die meisten Menschen erst durch Gefühle tiefer Verunsicherung zum Nachdenken über ihr Leben, also seine Form, seine Richtung und seinen Sinn, gebracht werden. Doch eben in diesem bewussten Nachdenken liegt die Möglichkeit, dieses Leben besser und angemessen einzurichten. Das betrifft uns als Einzelne in einer brennenden Welt ebenso wie als Menschheit, die ihr Verhalten auf diesem Planeten immer dringender überdenken muss.

Unser gemeinsames Hiersein können wir Einzelnen nur bezeugen – ich glaube, es ist nicht möglich, sich ein Bild vom Weltganzen zu machen geschweige denn, den Kurs von Menschheit und Planet bewusst zu kontrollieren. Aber auch wir selbst sind uns letztlich nicht wirklich transparent, und ein gedeihlicher Umgang mit dem eigenen Leben beginnt auch für uns Einzelne damit, zu umarmen, was wir nicht fassen können.

Das ist das Ja. Das Ja zu uns und unserem eigenen Leben in einer sehr ungewissen Welt und zugleich auch das Ja zu uns Menschen, trotz aller Schuldgefühle und der ganz und gar berechtigten Wut. Die Wiedereroberung der Welt beginnt mit der Bejahung von allem, was ist. Es ist an der Zeit, wieder lieben zu lernen.

Veronika Hauer, ABC Bones, 2025 Kartenspiel (55 Karten) mit Schachtel Edition von 13 Stück (+AP), Installationsansicht QL-Galerie / Detail, 2025. Foto: Karin Lernbeiß

Ach, die Liebe. Sie hat ebenso gelitten wie die ausgelaugten Böden, die gerodeten Wälder oder die verseuchten Meere. Aus einem umfassenden Gefühl für die Verbundenheit des Lebens wurde im Zuge der fortschreitenden Ökonomisierung des Lebens ein billiges Marketingversprechen (der Burger/der Turnschuh/das Lipgloss *liebt* dich) und eine teure Verheißung: die romantische Liebe – und das heißt in diesem Kontext immer noch heterosexuelle Paarbeziehung mit Kinderwunsch – erscheint als Resultat gelungener Selbstoptimierung. Wenn die Optik stimmt, das Konto gefüllt und die Karriere vorangebracht ist, steht mir die große Liebe zu wie dem Kunden seine Ware.

Doch selbst dieses letzte bisschen Verheißung ist in den letzten Jahren erodiert. Aus der Idee, durch eigene Optimierungsbemühung der Liebe sozusagen würdig zu sein, wurde die fast bruchlose Warenförmigkeit des romantischen Gegenübers beim Online Dating. Ach, die arme Liebe. Ach, wir armen Menschen. Denn nicht die Liebe ist klein geworden, sondern wir Menschen haben uns kleingemacht, indem wir unseren Sinn fürs Ganze in immer dürftigere Partikularitäten verwandelt haben.

Doch mit der Liebe ist es wie mit dem Leben selbst: kein Bild kann ihr gerecht werden, keine Beschreibung kann sie erschöpfen. Wir können sie vergessen, aber nicht verlieren. Und so, wie jeder und jede von uns trotz aller Angst und allem Unbehagen noch Sinn, Vergnügen und Wachstum in dieser Welt finden kann, wenn er oder sie sich aufmacht, sein eigenes Leben bewusst zu leben, wartet auch die Liebe darauf, von uns wiederentdeckt zu werden.

Für die Wiedererinnerung der Liebe

Von dem griechischen Philosophen Platon stammt der Gedanke, dass wir nichts Neues lernen, sondern uns lediglich erinnern würden. Das scheint mir sinnvoll, wenn es um gewisse Muster geht – wir Menschen kommen beispielsweise in allen Kulturen, zu allen Zeiten irgendwann zu der Einsicht, dass es Schwerkraft gibt, Gezeiten und den Rhythmus des Mondes, oder dass es ratsam wäre, andere so zu behandeln, wie wir behandelt werden möchten – aber vielleicht ist dieser antike Gedanke nicht ganz auf der Höhe knisternder Quantencomputer oder regenbringender Chemikalien. An die Liebe jedoch, so will mir scheinen, können wir uns tatsächlich erinnern. So wie ich dieses Wort verstehe, liegt in ihr das Potenzial, das Ganze des Lebens zu umfassen – das Schöne und das Hässliche, das Traurige und das Sanfte, das Krumme und die Anmut. Die Liebe sieht das Liebenswerte und das Nichtliebenswerte und sagt zum Ganzen „Ja“. Doch wir sagen auch zum Anderen „Ja“, denn in der Liebe sind alle Beziehungen aufgehoben: nicht nur unser Verhältnis zum Ganzen des Lebens, sondern auch die Beziehung, die ich zu mir selbst habe und die Beziehung zu den anderen Menschen und dem Rest der Schöpfung.

Die Ökonomisierung der Welt hat diese lebendigen Beziehungen in einseitige Ausbeutungsbeziehungen verwandelt: ich selbst bin mir Objekt von Selbstoptimierung, der andere ist mir Nutzen und Spielzeug und die Schöpfung ist eine Art Selbstbedienungsladen. Nichts davon ist wahr, aber alles ist wirksam, weshalb es tatsächlich Sinn macht, ein paar andere Deutungen zu vergegenwärtigen.

In der Antike war der Umgang mit sich selbst bei denen, die bewusst leben wollten, respektvoll und streng. Als „Dressur des Tieres“ bezeichnet die Philosophin Simone Weil diese auch für uns Heutigen noch unerlässlichen Selbst-Techniken und Praktiken, welche die Griechen „Epimeleia heautou“ und die Römer „Cura Sui“ nannten.

Diese „Sorge um sich“ setzt der Bequemlichkeit, Ignoranz und Feigheit, unter der die antiken Menschen ebenso litten wie wir heute, die bewusste Kultivierung und Verfeinerung des eigenen Selbst entgegen. Anders als die Selbstoptimierung, die oft genug an messbaren Erfolgen hängt, kreist die Selbstsorge um eine ganzheitliche Beziehung zu unserer eigenen Lebendigkeit: gute Gewohnheiten, gute Gesellschaft, gute Gedanken (wobei es natürlich Überschneidungen mit der Selbstoptimierung gibt, und niemand einem die Arbeit abnimmt, selbst darüber nachzudenken, was „gute“ Gewohnheiten usw. für einen genau bedeuten).

Es ist nicht leicht, ein Mensch zu sein. Doch wenigstens haben wir einander. Die Griechen unterschieden drei Arten liebevoller Beziehungen zum anderen: „Eros“ als sexuelle Anziehungskraft zwischen Menschen, „Philia“ als Freundschaft, bestimmt durch die gemeinsame Hingabe an ein Drittes – ob gemeinsames Bemühen um den eigenen Charakter, Interesse an naturwissenschaftliche Forschung oder geteilte Lust am Genuss. „Agape“ wiederum meint so etwas wie eine allgemeine Liebe zur Menschheit.

Die Griechen fürchteten den Eros, wobei Sokrates und Platon ihn nicht nur als Fessel des Fleisches, sondern auch als Agenten des Anderen sahen: unerfülltes Begehren kann ungemein kreativ machen, und uns, auch heute noch, veredeln. Vor allem, wenn es irgendwann nicht mehr nur darum geht, was der andere für mich ist, sondern wenn ich einfach Freude daran habe, dass er oder sie ist. Auch die Philia speist sich aus dieser Freude am Anderen und am Beisammen sein; für den Philosophen Epikur war die Freundschaft das edelste aller irdischen Dinge. Diese Wertschätzung liebevoller und aufrichtiger Beziehungen wurde auch wissenschaftlich geadelt – in zwei großen Studien fand die Harvard-Universität heraus, dass unser Glück vor allem davon abhängt, dass wir tiefe und echte Beziehungen zu anderen Menschen haben. Ebenso ist erwiesen, dass es uns guttut, Gutes zu tun – ich verstehe darunter Dinge wie rücksichtsvoll und geduldig zu sein, andere zu unterstützen oder das ein oder andere Mal etwas aufzuräumen, was man nicht aufräumen müsste. Aber vielleicht sollte.

Die antike Agape meint all solche Dinge, die wir „um der Liebe willen tun“ oder „für Gotteslohn“. Hier findet sich eine Quelle bewusster Schöpfungsverantwortung, getragen von einer selbstlosen Liebe zum Lebendigen. Im Christentum wurde der wilde Eros durch das Sakrament der Ehe gebändigt, und die antike Agape kehrte wieder als christliche Nächsten- und Gottesliebe, ergänzt von der Caritas, der tätigen Liebe.

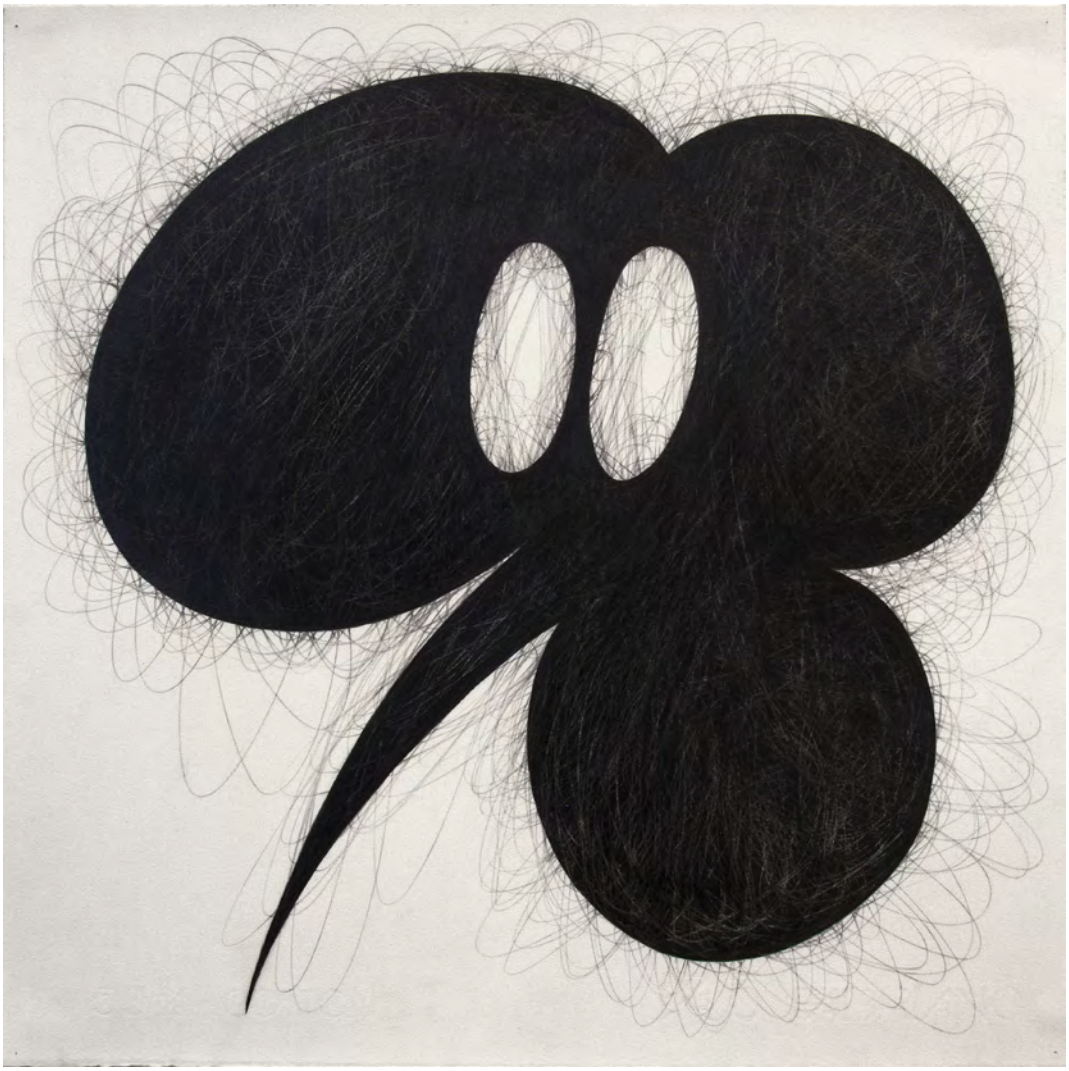
All dies steckt hinter den blinkenden Herzchen der Gegenwart. Wobei wir mittlerweile tatsächlich wissen, also im wissenschaftlichen Sinne erforscht haben, dass Liebe sich lohnt, dass Beziehungen unserem Leben Sinn geben und Mitgefühl auch uns selbst guttut. Wir wissen es, aber wir vergessen es allzu oft wieder, nicht nur, weil der Mensch immer schon zur Selbstvergessenheit neigt, sondern auch, weil unsere Welt unendlich laut, klebrig und lebensfeindlich geworden ist. Vielleicht ist es doch nicht so schlecht, dass wir vor lauter Krisen kaum noch anders können, als nochmal gründlich über alles nachzudenken.

Jede andere Zukunft beginnt genau dort, wo wir sind. Wir brauchen keine andere Welt, sondern ein anderes Bewusstsein der Welt. Aber wie sollen wir diese korrupte, hässliche und entfremdete Welt annehmen, geschweige denn bejahen mit all ihren Kriegen und Bränden und der fortgesetzten Unverschämtheit derer, die sich an allem nur bereichern wollen? Und wie „Ja“ zu sich sagen, trotz aller Idiotie und aller Schwäche, und wie die Hoffnung nicht verlieren und die Zuversicht?

Auch hier können wir von der Antike lernen. Gegrüßt seist Du, Aphrodite, zarteste, erhabenste und gemeinste aller Himmlischen. Du vereinigst das blinde Begehren und die sehende Freundschaft mit der unverlierbaren Zärtlichkeit für alles, was ist. Doch zugleich liegt in Deiner Doppelnatur als Göttin der Liebe und der Schönheit ein alchemisches Geheimnis verborgen, das auch uns Heutigen dabei hilft, das Geheimnis des Lebens wieder in eine Heimat zu verwandeln. Dein Blick, der liebende Blick, der alles umfasst und annimmt, macht das Gesehene schön. Und was schön ist, das können wir lieben. In diesem Sinne – auf das süße Leben.

Ariadne von Schirach, ist Philosophin, Dozentin und Public Speaker. Zu ihren Bestsellern zählen *Der Tanz um die Lust* (2007), *Die psychotische Gesellschaft* (2019) und *Glücksversuche* (2021). Ihre neuesten Projekte finden sich auf Instagram und LinkedIn.

Foto: Taubert



Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Aus der Gruppe NOOO, Zeichnung 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier. Foto: Andrea Scrima

Eine künstlerische Vergewisserung von Sprache

Alois Kölbl im Gespräch mit Andrea Scrima

Andrea Scrima war 2023/24 Grazer Stadtschreiberin und hat ein Jahr am Schlossberg im Cerrini-Schlössl gewohnt und gearbeitet. Die in New York City geborene Künstlerin hat an der School of Visual Arts NY studiert und ging 1984 mit einem Stipendium an die Hochschule der Künste in Berlin, wo sie seither als Autorin und bildende Künstlerin lebt. In Graz hat sie viele Freundschaften geschlossen und sich intensiv mit Personen und Organisationen vernetzt. Ihr Aufbruch von Graz nach ihrer Residency in ihre Wahlheimat Berlin ist ihr nicht leichtgefallen. Alois Kölbl hat mit ihr über ihre Beziehung zu Graz, wo der Eindruck des Amoklaufes an einer Schule noch wie eine offene Wunde klafft, ihren Antrieb zum Schreiben und ihre Ausstellung „Loopy Loonies", die am 13. September in der QL-Galerie eröffnet wird, gesprochen.

Andrea Scrima. Foto: Kunsthaus Graz, J.J. Kucek

Alois Kölbl: **Du warst für ein Jahr Stadtschreiberin in Graz. Nach dem Ende der Residency bist Du noch eine Zeit lang hiergeblieben und hast sogar überlegt ganz hierher zu ziehen. Inzwischen bist Du wieder nach Berlin übersiedelt. Nachdem unser Heft den Titel „Auf Bruch" trägt, möchte ich mit der Frage beginnen, was Du nach Deinem Aufbruch zurück nach Berlin mitnimmst?**

Andrea Scrima: Ich war fast zwei Jahre in Graz – ich habe hier wirklich gelebt und war nicht mehr nur zu Besuch. Als ich vor Kurzem nach Graz zurückgekommen bin, war ich sofort wieder ganz da. Ich habe auch vor, in Zukunft öfter zu pendeln, wenn sich das einrichten lässt. Denn ich habe festgestellt: Ein Teil von mir ist auch hiergeblieben.

Für Deinen Aufenthalt als Stadtschreiberin hast Du Dir die Arbeit an einem Roman vorgenommen, in dem es um Migrationsgeschichten geht. Aufbruch spielt da in vielen Facetten eine Rolle …

Mein Plan war eigentlich, während meiner Residency diesen Roman fertigzustellen, für den viel Recherchearbeit notwendig ist. Es geht um die Aufarbeitung sowohl meiner eigenen Familiengeschichte als auch der Geschichte der großen Emigration aus dem Süden Italiens infolge der verheerenden Armut, die die Vereinigung des Landes mit sich brachte. Meine Vorfahren entstammen teilweise der albanischsprachigen Minderheit der Arbëreshë; die Familiengeschichte lässt sich über dreizehn Generationen

zurückverfolgen in dem Bergdorf Greci, im süditalienischen Avellino. Im 19. Jahrhundert gab es eine enorme, über ein halbes Jahrhundert anhaltende Auswanderungswelle, und gleichzeitig auch die Erfahrung der Diaspora, dass das Erlebte sehr schnell verdrängt wurde. Dieses Thema hat eine Eigendynamik entfaltet und ich habe mich immer mehr vom Ausgangspunkt Italien entfernt. Es geht um Fluchtgeschichten, aber auch um die mangelnde Empathie dafür, oder auch darum, dass die eine Einwanderergeneration, sobald sie sich etabliert hat, auf die nachfolgenden Neuankömmlinge herabschaut. Diese Prozesse sind universell. So habe ich begonnen, die Kapitel herauszunehmen, in denen es nicht vordergründig um die süditalienische Auswanderungsgeschichte geht, und aus diesem übrig gebliebenen Material individuelle Essays zu gestalten, etwa einen, in dem es um slowenische Flüchtlinge in Österreich geht, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Internierungslagern nicht weit von Graz untergebracht waren. Und jetzt habe ich eine unfertige Essaysammlung und einen unfertigen Roman; die Weiterarbeit an diesen beiden Büchern verläuft parallel. In Graz kam dann zu meiner großen Freude dazu, dass es von verschiedenen Seiten auch Interesse dafür gab, was ich für Kunst mache. Ich habe ja viele Jahre als bildende Künstlerin gearbeitet und erst später zu schreiben begonnen. Es war für mich eine sehr schöne Erfahrung, im Kunsthaus Graz einige meiner Zeichnungen zeigen und auch aus meinen Texten lesen zu können. In der Ausstellung in der QL-Galerie wird es wieder so sein. Darauf freue ich mich.

Du kommst aus dem Einwanderungsland Amerika, wo sich diesbezüglich gesellschaftspolitisch gerade sehr viel verändert. Wie erlebst Du diese Entwicklungen als nun in Europa Lebende?

Ich möchte mit der Beobachtung beginnen, dass hybride Kulturen, die aufgrund von Migrationsbewegungen entstanden sind, oft robuster und manchmal auch moralisch gefestigter sind als sehr einheitliche und homogene Gesellschaften. Wenn gegenseitiger Respekt und Neugier funktionieren, dann ist das etwas sehr Bereicherndes. Natürlich wissen wir, dass das nicht immer funktioniert. Es gibt Rassismus und Diskriminierung, und es gibt auch wirkliche Tragödien, die daraus resultieren. Ich glaube aber daran, dass die meisten Menschen von sich aus gut sind und einander helfen wollen. Das sind die Ur-Impulse, auf die man setzen und vertrauen sollte. Die derzeitigen Entwicklungen in den USA erlebe ich als großen Irrtum. Social Media scheint mir für diese Entwicklungen in den Vereinigten Staaten eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen. Da wurde und wird weiterhin viel manipuliert. Dass man sich anschickte, mit Algorithmen gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen und die Gesellschaft zu spalten ist ein Prozess, der schon vor fünfzehn Jahren begann. Verschiedene Gruppen wurden nur mit Informationen gefüttert, die ihre eigenen Ansichten widerspiegelten, und das trug sehr zur Blasenbildung und in weiterer Folge zur Spaltung bei. Die Autorität der herkömmlichen Medien wurde unterminiert. Immer mehr Menschen, ob links oder rechts gesellschaftspolitisch angesiedelt, zweifeln an der Richtigkeit von Informationen aus den etablierten Nachrichtenquellen. Schon Hannah Arendt warnte bekanntlich davor, dass aus dem Missbrauch der Sprache dieser Vertrauensschwund erwächst; dass die Menschen am Ende an gar nichts mehr glauben würden. Die Auswirkungen davon erleben wir jetzt. In der Pandemie haben wir gesehen, wie das zu einer Art Kleinkrieg ausartete. Das sind sehr komplizierte Abläufe, die auch wesentlich von technologischen Entwicklungen mitbestimmt werden.

Kunst schärft Aufmerksamkeit durch Konzentration und Entschleunigung. In Deiner Werkserie der „Loopy Loonies", die Du in der QL-Galerie zeigen wirst, konzentrierst Du Dich auf das Phänomen der Comics. Welche Erkenntnisse sind daraus zu gewinnen?

Die Comics sind für mich eine Quelle der Formfindung und auch Indiz einer kulturellen Verdrängung. Als Amerikanerin bin ich mit den „Saturday Morning Cartoons" aufgewachsen. Mir ist die Gewalt, die in diese Zeichensprache der Trickfilme eingebettet ist, immer aufgefallen. Da wird etwa die Figur des Wile E. Coyote, die in meiner Generation jeder kennt, in Brand gesetzt, in die Luft gesprengt, ins Weltall geschossen oder von einem Felsbrocken zerquetscht. Aber die Zeichentrickfigur wird nicht zerstört, sondern poppt wieder zurück in ihre ursprüngliche Form. Amerika ist ein sehr gewalttätiges Land. Es sagt viel über eine Gesellschaft aus, wie Gewalt in der Comicsprache auftaucht. Man kann so etwas wie ein kollektives Unterbewusstes wahrnehmen; die dort verwendeten Kürzel und Zeichen sind stark codiert, aber lesbar. Diese abstrahierte Bildsprache ist Teil unseres visuellen Vokabulars. Aus dieser Bildlogik habe ich mit dem Wort „No" angefangen, das die Idee von Dissens ausdrückt. Dazu kamen Sprechblasen und die sogenannten „Splats". Weitere anthropomorphe Motive folgten, die von anderen comicartigen Ausrufen ausgingen, wie etwa das „OWWW" als Ausdruck von Schmerz oder „EWWW" als Ausdruck von Ekel. Es war mir von Anfang an ein Anliegen, eine Art soziopolitische Kritik mit diesen Zeichnungen zu betreiben. Es war zunächst eine reine visuelle Arbeit. Erst später – während meines Aufenthaltes in Graz – kamen die Texte nach und nach hinzu. Das begann mit dem Gazakrieg und hat für mich auch ganz wesentlich mit dem Diskurs hier im Westen zu tun, sowie mit der Rechtfertigung von Gewalt. Ich möchte mich auf diese Weise der Sprache wieder vergewissern, indem ich versuche, Wort für Wort zu rekonstruieren, was bestimmte Termini eigentlich bedeuten. Die Zeichnungen sind für mich letzten Endes eine moralkritische Untersuchung. Diese Grundsatzarbeit wollte ich in den Texten fortführen. Es entstanden Texte zu Begriffen wie „Mitleid", „Heuchelei", „Stolz" oder „Zynismus". Inzwischen ist ein Buch entstanden, mit dem Titel *A Look in the Mirror: Attempts at a Late-Capitalist Moral Philosophy*. Ich verstehe das Buch als ein Einmaleins über philosophische Begriffe. Auszüge aus diesen Texten erscheinen in der Ausstellung im Quartier Leech als Postkartenedition.

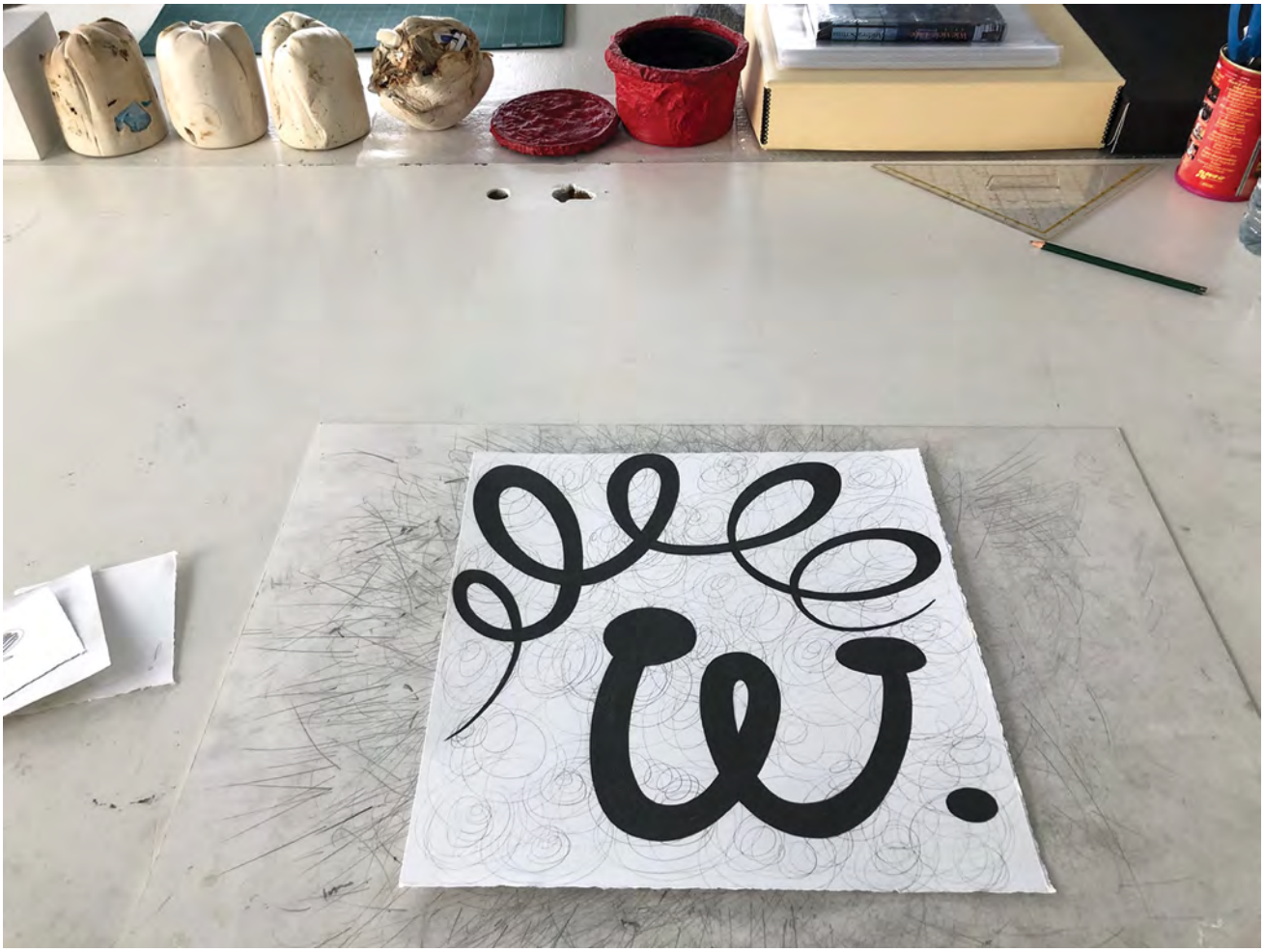
Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Ausstellungsansicht, Kunsthaus Graz, Mai 2024.
Drei Gruppen von je vier Zeichnungen: EWWW, OWWW, NOOO, 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier;
Postkartenedition mit Auszügen aus A LOOK IN THE MIRROR: ATTEMPTS AT A LATE-CAPITALIST MORAL PHILOSOPHY.
Foto: Natascha Reiterer

In Deinem Text „PLATSCH" beschreibst Du, wie sich die slapstickartige Darstellung von Gewalt in den Comics, über die wir als Kinder gelacht haben, in die Ego-Shooter-Szenarien der Computerspiele übergehen, in der Hypergewalt und reale Gewalttaten dominieren, die etwa bei Amokläufen an Schulen verübt werden. Du fragst, ob die Simulationen die Fähigkeit einer Unterscheidung zwischen Dichtung und Wahrheit beeinträchtigt haben. Wir haben dieses Horrorszenario gerade auf erschütternde Weise in unserer Stadt im Amoklauf eines jungen Mannes an seiner ehemaligen Schule erleben müssen. Ich habe physische Beklemmung gespürt, als ich Deine Textzeilen zur Vorbereitung auf unser Gespräch gelesen habe, weil das nun mitten in unserer Lebensrealität angekommen ist. Wie geht es Dir, wenn Du heute an das damals von Dir in dieser Stadt Formulierte denkst?

Die Tragödie ist noch sehr nahe, und der Schmerz ist sehr groß. Es ist wohl noch zu früh für eine Analyse. Natürlich: Es gibt zu viele junge Leute, die nicht mehr zwischen Realität und Simulation unterscheiden können. In dieser neuen virtuellen Realität leben wir wohl alle, aber insbesondere betrifft es doch die Jugend. Bis dahin, dass ein junger Mensch sich so verirrt, dass er einen Amoklauf als einen plausiblen Ausweg aus seiner Situation betrachtet. Das ist natürlich ein gesamtgesellschaftliches Problem. Es ist ganz sicher auch durch die Medien mitverursacht, ohne dass man hier den alleinigen Grund suchen sollte. Das wäre zu einfach.

Als der Amoklauf in Graz stattfand, warst Du schon wieder in Berlin und bist vor einigen Tagen in unsere Stadt zurückgekehrt, als hier Gedenkveranstaltungen stattfanden. Wie nimmst Du als Beobachterin mit einer Außensicht diese offene, klaffende Wunde unserer Stadt und den Umgang damit wahr?

Ich stand im Regen auf der Berliner Straße, als die Nachricht bei mir angekommen ist. Mein Sohn Paul, der mit mir einige Monate während meiner Residency in Graz verbracht hatte, hat mir sofort ein



Andrea Scrima, LOOPY LOONIES (Atelieransicht), 2025. Foto: A. Scrima

WhatsApp geschickt. Er war genauso schockiert wie ich. In so einem Moment will man bei den Leuten sein, die das Furchtbare gerade erleben. Ein Freund von mir lebt einen Häuserblock entfernt von der betroffenen Schule; die Schwiegertochter eines anderen Freundes unterrichtete im Nebenzimmer, als es geschah. Als ich vor drei Tagen wieder in Graz angekommen bin, ging ich nach der Gedenkfeier am Hauptplatz noch ins Rathaus, denn wie viele andere Menschen wollte ich etwas ins Kondolenzbuch schreiben. Das sind hilflose Gesten, aber sie helfen irgendwie doch. Natürlich betrifft mich dieses Geschehen auch als Amerikanerin. Amokläufe dieser Art hat man doch bisher hauptsächlich mit den USA assoziiert. Es ist sehr bedrückend für mich, dass dies in Zukunft auch eine Assoziation mit Graz sein wird. Es braucht das Zusammenstehen und das Miteinander, das ich hier beim Gedenken erlebt habe. Meine Hoffnung für Graz ist, dass die Menschen gesellschaftlich so solidarisch bleiben, wie ich das jetzt wahrnehme. Aber es ist auch wichtig, sich damit auseinanderzusetzen, wie es dazu kommen konnte, dass sich ein junger Mensch so verirren konnte.

Was müsste geschehen, um nach dem Geschehen zu einer Zukunftsperspektive aufbrechen zu können?

Diesbezüglich wage ich keine Prognose. Das bedarf der Analyse von Expertinnen und Experten. In den Schulen braucht es eine umfassendere schulpsychologische Betreuung, den Lehrerinnen und Lehrern wird da offensichtlich zu viel aufgebürdet. Dies zu benennen, ist umso wichtiger in einer Zeit allgemeiner budgetärer Kürzungen. Im Blick auf eine Zukunftsperspektive beschäftigt mich aber vor allem eines: Wie konnte ein einundzwanzigjähriger junger Mann, der doch sein ganzes Leben noch vor sich hatte, für sich das Gefühl entwickeln, dass es keine Zukunft für ihn gab. Das ist der Gedanke, der mich nicht loslässt. Auch wenn es ein Einzeltäter war, hat diese Tat eine gesamtgesellschaftliche Perspektive: Hat die Gesellschaft versagt, oder ist das etwas, das heute ganz einfach überall passieren kann? Diese Fragen müssen gestellt und darüber nachgedacht werden.

Hoffnung

Andrea Scrima, Aus der LOOPY LOONIES-Textserie
A LOOK IN THE MIRROR: Attempts at a
Late-Capitalist Moral Philosophy

Wenn wir sagen, dass schon alles irgendwie gut gehen wird und dass wir über die nötigen Ressourcen verfügen, den Dingen, die uns widerfahren, auch zu begegnen, so ergänzen wir manchmal das Wort „hoffentlich". Wir glauben, dass wir mit dem, was uns das Leben hinwirft, schon werden umgehen können, beschwören aber vorsichtshalber oder aus Aberglauben die Hoffnung. Wir wollen lieber nicht zu anmaßend sein: Um uns nicht der gefährlichen Illusion hinzugeben, dass wir jemals volle Kontrolle haben, sagen wir, und richten den Blick nach oben: „hoffentlich"; „so Gott will".

Auf der säkularen Ebene ist Hoffnung mit unserer Fähigkeit verbunden, Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu projizieren; wir verstehen, dass sich die Dinge ändern, dass keine Situation für längere Zeit gleich bleibt, und dass unser Handeln beeinflussen kann und tatsächlich beeinflusst, wie Dinge ausgehen. **Selbst Pessimisten hoffen stillschweigend auf das Beste und hegen insgeheim einen Glauben daran, dass sich die Dinge unerwartet zum Besseren wenden könnten.** Auf einem Kontinuum mit Wunschdenken am einen Ende und unbegründeter Erwartung am anderen stellt die Hoffnung eine zuversichtliche Einstellung einer unbekannten Zukunft gegenüber dar. Erwartungsvoll blicken wir empor, so wie wir vielleicht einst zu jenem wohlwollenden Elternteil emporblickten, das sich über unser Bettchen oder unsere Wiege beugte und dessen Fürsorge und Aufmerksamkeit uns lehrten zu vertrauen.

Mutige Menschen, die allen Widrigkeiten zum Trotz kämpfen, tun dies, weil sie Vertrauen haben; ihre Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren beruht auf ihrer Lebenserfahrung. Sie wissen, dass ihr Handeln unweigerlich Auswirkungen haben wird; ohne dieses Wissen könnten sie nicht handeln, es verleiht ihnen die Kraft, einer neuen Wirklichkeit den Boden zu bereiten. Die Hoffnung gehört den Mutigen, aber sie macht auch verletzbar, wirft uns zurück auf unser nacktes Menschsein. Aus diesem Grund wird sie als Foltermethode verwendet: Man lässt Gefangene im Glauben, ihre Entlassung stehe unmittelbar bevor oder sie würden bald weniger brutal behandelt werden, nur um sie im letzten Moment grausam auflaufen zu lassen. Sie lernen, dass Hoffnung gefährlich sein kann, und sofern sie keinen Weg finden, ihre Hoffnung für sich zu behalten und zu schützen, verlieren sie sie schließlich.

Wir sind sterbliche, zeitgebundene Wesen; selbst unter weniger extremen Umständen verzweifeln wir, wenn sich unsere Hoffnungen nicht erfüllen. Wir fühlen uns dumm oder naiv, dass wir überhaupt zu hoffen gewagt haben, oder fürchten, wir hätten es besser wissen können, sind aber stattdessen der Torheit verfallen. Wir verlieren den Glauben an unsere Fähigkeiten, an genau das, was notwendig ist, um Veränderung herbeizuführen. Das Gegenteil von Hoffnung ist allerdings nicht Verzweiflung, sondern böse Ahnungen: jener paralysierte Zustand, in dem man unfähig ist, den Gedanken abzuschütteln, dass Schlimmes bevorsteht. Und so geben wir uns größte Mühe, bei der Überzeugung zu bleiben, dass das Gute obsiegen kann oder dass Gutes zumindest möglich ist – denn selbst wenn wir wissen, dass Hoffnung teilweise auf einer Illusion beruht und dass die Welt nicht notwendigerweise aus größtenteils gutwilligen Kräften besteht, so wissen wir auch, dass wir an diese Illusion glauben müssen, um weiterleben zu können.

Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Kunsthaus Graz, Mai 2024. Detail, Postkartenedition mit Auszügen aus
A LOOK IN THE MIRROR: ATTEMPTS AT A LATE-CAPITALIST MORAL PHILOSOPHY: (SPRECH)BLASEN, 10,5 x 14,8 cm.
Foto: Natascha Reiterer

LEBEN ERZÄHLEN

„Man erzählt, Saint-Pol-Roux habe jeden Tag, bevor er sich schlafen legte, an die Tür seines Landhauses von Camaret ein Schild hängen lassen, auf dem zu lesen war: *Der Dichter arbeitet.*“

Verdichtet in diesem Bonmot aus André Bretons „Erstem Manifest des Surrealismus“ begegnet man zentralen Fragen, wenn es um die Arbeit des Erzählens, des Dichtens geht. Denn was tun wir eigentlich, wenn wir erzählen? Und wie kommen wir überhaupt ins Erzählen und woraus schöpfen wir dabei (oder davor)? Welchen Zusammenhang hat das eigene Leben und die Biografie mit den Geschichten, die wir daraus schöpfen können – und dabei auch immer Gefahr laufen, das Eigene auch zu verfremden?

Große Fragen, die auch wir nur ansatzweise und exemplarisch zu beantworten versuchen können. Den Auftakt dafür bietet Sophie Hollwöger mit einem historischen Überblick über die Geschichte der Narration und die besondere Rolle des Aufbruchs, der zeiten- und kulturenübergreifend ein fixer Bestandteil des Erzählens ist. Im Gespräch mit Veronika Hauer erfahren wir von einer Bildsprache, die die Funktion und Wirkweise von Sprache selbst in den Blick nimmt und an der Grenze von Sag- und Zeigbarem operiert. Maria Schigan und Anna Köll zeigen exemplarisch, wie Erzähltechnik die Perspektive verändert – und was auch das eigene Leben damit zu tun haben könnte. Dass man sich dabei großteils im Reich der Fiktion bewegt, tut der Sinnhaftigkeit des Erzählens keinen Abbruch, wie Lioba Strieder beschreibt. Sie stellt die Frage, worin gerade der Mehrwert des Fiktiven liegt und warum wir ohne die Fiktion auch in unserem konkreten Leben nicht auskommen. Wie wichtig der Kontext – sprachlich wie musikalisch – ist, verdeutlicht eindrücklich Cornelia Picej in der Erzählung eines unter zutiefst ungewöhnlichen Umständen uraufgeführten Konzerts.

Im Interview mit Ryts Monet, der auf Einladung des AAI Graz die Ausstellung „Mondo Cane“ in der QL-Galerie kuratiert hat, geht Barbara Zambo den Geschichten nach, die die beteiligten Künstler:innen erzählen und die Ryts Monet selbst auch als tätigen Widerstand versteht. Peter Ebenbauer wirft die Frage auf, was das Besondere an den biblischen Erzählungen ist und warum sie nicht einfach – besonders nicht in der Liturgie und im Ritus der katholischen Kirche – durch andere ersetzt werden können. Ein breiter und bunter Reigen also, der wohl der Vielfältigkeit des Lebens ebenso entspricht wie unseren Arten und Weisen, davon zu sprechen und es auszudrücken.

Auf mythischen Pfaden

Von Odysseus bis Harry Potter: Die Abenteuerfahrt des Helden ist ein ebenso zeitloses wie wandlungsfähiges Grundgerüst des Geschichtenerzählens in allen Epochen und Kulturen.

Von Sophie Hollwöger

Die Suche nach dem eigenen Weg im Leben, die Auseinandersetzung mit dem Unbekannten, die Sehnsucht nach etwas, das mehr oder anders ist als das Gewohnte, die Schwierigkeiten, die Veränderung mit sich bringt, und die Frage, wie der Held, die Heldin oder eine Gruppe damit umgeht – das Motiv des Aufbruchs ist seit jeher der Ausgangspunkt für Mythen, Märchen und literarische Werke, bis hin zur Dramaturgie von Filmen und Videospielen. Denn wo es Menschen gibt, werden Geschichten erzählt. Und wo Geschichten erzählt werden, tritt eine Figur eine Reise an.

Seit dem frühen 20. Jahrhundert setzten sich jene Literaturwissenschaftler, denen wir die Grundlagen der modernen Erzähltheorie verdanken, mit dieser Universalkonstante auseinander. Anknüpfend unter anderem an Wladimir Propps *Morphologie des Märchens* (1928) haben die Studien des US-amerikanischen Mythenforschers Joseph Campbell (1904–1987) den Begriff der *hero's journey* geprägt, der Heldenfahrt oder Heldenreise, die er als narrative Grundstruktur identifiziert: Ein Held verlässt seine vertraute Umgebung und wagt sich vor in fremdartige, oft auch übernatürliche Welten voller Herausforderungen. Das kann eine tatsächliche, physische Reise sein – sei es in einen Wald, ein Labyrinth, den Bauch eines Walfischs oder die Weiten des Weltalls –, aber auch eine ‚innere' Reise, im Zuge derer der Held an seinen Aufgaben wächst und reift. Jeder Entwicklungsweg einer Figur lässt sich so allegorisch als Heldenreise lesen.

Die Allgegenwärtigkeit dieses Musters, das Campbell in Anlehnung an eine Wortschöpfung von James Joyce als „Monomythos" bezeichnet, führt er darauf zurück, dass zu allen Zeiten „Mythen und Riten vor allem die Funktion [hatten], die Symbole zu liefern, die den Menschen vorwärtstragen". Und weiter: „Der Held ist deshalb der Mensch, ob Mann oder Frau, der fähig war, sich über seine persönlichen und örtlich-historischen Grenzen hinauszukämpfen". Der Kern des Monomythos besteht also in der Abfolge von Trennung, Initiation und Rückkehr des Heros; nach seinem Aufbruch aus der Alltagswelt muss er sich in allerlei Abenteuern bewähren, bis er mit seinen errungenen Schätzen und/oder Erkenntnissen wieder heimkehren kann. Ausgestaltet wird dieses Gerüst durch ihrerseits auf einige wenige Grundbausteine zurückführbare Situations- bzw. Ereignisabfolgen und Figurentypen, die sich in diversen Variationen und Kombinationen ebenfalls immer wiederfinden.

Obwohl Campbells psychoanalytisch orientierter Ansatz nicht unumstritten ist und seine Schemata in der jüngeren Forschung verschiedentlich überarbeitet worden sind, bleibt sein Modell der Heldenreise wegweisend für die Analyse von alten und die Erschaffung von neuen Mythen – so hat es etwa den Filmemacher George Lucas und dessen Star Wars-Saga inspiriert. Für Christopher Vogler, Autor des einflussreichen Handbuchs *Die Odyssee des Drehbuchschreibers. Über die mythologischen Grundmuster des amerikanischen Erfolgskinos*, ist Campbells *Der Heros in tausend Gestalten* womöglich eines der zentralen Bücher des 20. Jahrhunderts, weil es systematisch darstellt und verständlich macht, warum bestimmte Arten von Erzählungen kulturübergreifend so gut funktionieren: „Derartige Geschichten spiegeln eben die Funktionsweise des menschlichen Geistes genau wider; sie sind getreue Pläne der Seele. Sie sind auch dann noch psychologisch gültig und emotional überzeugend, wenn es darin um phantastische, unmögliche oder unwirkliche Ereignisse geht."

Helden und Heldinnen unterwegs

Die von Campbell detailliert herausgearbeiteten Grundbausteine können freilich auch abgewandelt, gedoppelt oder metaphorisch umgedeutet auftreten. Manche Mythen sind lediglich um ein oder zwei isolierte Elemente aufgebaut, während andere ganze Zyklen aneinanderfügen; archetypische Charaktere bzw. Episoden können miteinander verschmelzen oder entfallen. Der Reichtum der Mythologien und Literaturen der Welt liegt in der kreativen Handhabung des Musters begründet – aber den Anfang bildet stets der Aufbruch.

Den Helden ereilt also ein Ruf, sich auf den Weg zu machen: Ein Bote oder Zeichen trifft ein, seine Welt krankt „an einem symbolischen Defekt" (so Campbell), den es zu beheben gilt, oder mit einem unerwarteten Ereignis brechen Kräfte über den geordneten Alltag herein, die es unmöglich machen, im bisherigen Zustand zu verharren. Das kann ein scheinbar absurder Auslöser sein, wie im Märchen *Tischlein, deck dich* die Verleumdung durch eine Ziege, die die Verstoßung der drei Söhne bewirkt.

Manch einen Helden lockt auch einfach das Abenteuer: Bei Wolfram von Eschenbach begegnet Parzival, fernab der Zivilisation im Wald aufgewachsen, eines Tages zufällig einigen Rittern und ist fasziniert von der Idee des höfischen Lebens, weshalb er prompt Richtung Artushof loszieht; J. R. R. Tolkiens Hobbit Bilbo Beutlin erhält Besuch von Gandalf mit seinem Zwergengefolge und erliegt dem Reiz des Neuen; in Joseph von Eichendorffs pikaresker Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* ergreift der Titelheld nur zu gerne die Gelegenheit, seinem arbeitsamen, eintönigen Leben zu entkommen: „‚Nun', sagte ich, ‚wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.' Und […] so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus."

Doch nicht allen fällt der Aufbruch so leicht. Andere Hauptfiguren müssen durch eine List gelockt oder buchstäblich zur Schwelle der unbekannten Welt getragen werden – wie Dorothy in L. Frank Baums *Zauberer von Oz*, die mitsamt ihrem Haus von einem Tornado erfasst wird und so zunächst unfreiwillig auf die Reise geht. Oder sie verweigern sich bewusst: der biblische Jona, der vor Gottes Auftrag zu fliehen versucht, und Odysseus, der durch einen Eid verpflichtet ist, bei der Rückholung der entführten Helena zu helfen, sich aber – nur kurzfristig erfolgreich – durch eine vorgetäuschte Geisteskrankheit der Reise nach Troja entziehen will.

Hat der Heros die Schwelle überschritten, folgt eine Reihe von Problemen bzw. Aufgaben: Jason muss mit seinen Argonauten auf der Suche nach dem Goldenen Vlies nicht nur zahlreiche Gefahren auf See überwinden, sondern sich auch am Zielort in einer Reihe von Prüfungen beweisen; Siegfried muss im *Nibelungenlied* den Brüdern der Kriemhild in Krieg und Liebe beistehen, ehe er seine Angebetete heiraten darf; und Harry Potter ficht über ganze sieben Bände hinweg seine Kämpfe gegen Lord Voldemort aus. Im Zuge dessen können böswillige und wohlgesinnte Mächte, Feinde und Verbündete involviert sein. Oft hat der Held auch einer Versuchung zu widerstehen, die sich als angenehmere Alternative zur Weiterreise präsentiert – so die Nymphe Kalypso, die Odysseus gerne als ihren Geliebten bei sich behalten würde und ihm dafür sogar die Unsterblichkeit verspricht. Beim erfolgreichen Abschluss der Heldenreise winkt aber eine Belohnung in materieller oder immaterieller Form, ein Schatz oder Zauberelixier, Segen, Erleuchtung oder Freiheit.

„Ithaka gab dir die schöne Reise"

Schlussendlich kehrt der Heros nach Hause zurück und steht vor der letzten Aufgabe – manchmal die schwierigste von allen –, sich selbst und das während seiner Reise Errungene bzw. Erlebte in die Alltagswelt zu integrieren. In manchen Fällen, wie bei Dorothy, deren Erlebnisse in Oz von ihrer Familie als bloßer Albtraum abgetan werden, stößt die heimgekehrte Heldin auf Unverständnis, mit dem sie sich arrangieren muss. Doch am Ende der Reise, welche Umwege sie auch genommen haben mag, steht das vorbestimmte Ziel – das Ithaka des irrenden Odysseus.

Der griechische Lyriker Konstantinos Kavafis (1863–1933) hat dieses Urbild des Zieles in einem Gedicht verewigt und damit das Motiv der Heldenfahrt auf eine allgemeinere Ebene gehoben und, rezeptionsgeschichtlich gesprochen, seinerseits auf die Reise geschickt. In *Ithaka* aus dem Jahr 1911 (hier in der Übertragung von Wolfgang Josing, Doris Gundert und Alexios Mainas) richtet er den Blick zugleich auf das Ziel, das die Reise bedingt, und auf den Aufbruch, der die Reise ermöglicht. So hat jeder Held, jede Figur und letztlich jeder Mensch sein eigenes Ithaka:

Brichst du auf gen Ithaka,
wünsch dir eine lange Fahrt,
voller Abenteuer und Erkenntnisse.
[…]
Wünsch dir eine lange Fahrt.
Der Sommermorgen möchten viele sein,
da du, mit welcher Freude und Zufriedenheit!
in nie zuvor gesehene Häfen einfährst.
[…]
Und alt geworden lege auf der Insel an,
reich an dem, was du auf deiner Fahrt gewannst,
und hoffe nicht, dass Ithaka dir Reichtum gäbe.
Ithaka gab dir die schöne Reise.
[…]
Auch wenn es sich dir ärmlich zeigt,
Ithaka betrog dich nicht.
So weise, wie du wurdest, in solchem Maße erfahren,
wirst du ohnedies verstanden haben,
was die Ithakas bedeuten.

Sophie Hollwöger, studiert Übersetzen, Germanistik und Klassische Philologie in Graz und ist als Übersetzerin für die Sprachen Englisch und Italienisch, Lektorin und Korrektorin tätig.

Foto: privat

„Nimm dich nicht zu wichtig!“

Alois Kölbl im Gespräch mit Veronika Hauer

Sprache, deren Vermittlung und Bezug zum Körper bilden auf ironisch kritische Weise den Mittelpunkt von Veronika Hauers künstlerischem Werk. Mit einem codierten Spiel mit Bedeutung, Poesie, Sinn und Unsinn bezieht sich die Künstlerin, die am Goldsmiths College London, an der Wiener Universität für Angewandte Kunst und an der École supérieure d’arts graphiques in Paris studiert und von 2010 bis 2019 an der Wiener Universität für Angewandte Kunst unterrichtet hat, auch auf gesellschaftliche Entwicklungen unserer Zeit. Kurator Alois Kölbl hat mit der Künstlerin über ihre Ausstellung in der QL-Galerie gesprochen.

Veronika Hauer, Read me (Ausstellungsansicht QI-Galerie / Detail), Keramiken, 78 Stück, variierender Größe (12–26 cm), 2025. Foto: Karin Lernbeiß

Alois Kölbl: **In Deiner Kunst beschäftigst du Dich mit Sprache bzw. mit geschriebener Sprache, oder genauer: mit den Elementen geschriebener Sprache, den Buchstaben. Was interessiert Dich als Künstlerin an Buchstaben bzw. an Sprache?**

Veronika Hauer: Mich hat Sprache immer schon interessiert, schon bevor ich den Weg als Künstlerin eingeschlagen habe. Ich habe eine Affinität zum Schreiben gehabt und die Auseinandersetzung mit Sprache als Ausdruck von Gedanken und Gefühlen hat mich neben der Bildenden Kunst immer sehr angesprochen. Mit dem Beginn meines Kunststudiums hat sich das dann miteinander verschränkt. Eigentlich gibt es in allen meinen Arbeiten ein sprachliches bzw. poetisches Element. Mich interessiert an Sprache, dass es der unmittelbarste Ausdruck ist, sich miteinander zu verständigen. Als Künstlerin bin ich sehr interessiert daran, was sich Betrachter:innen vor meinen Arbeiten denken bzw. aus ihnen herauslesen. Mich interessiert daran vor allem die Frage, wie ich jemanden so unmittelbar ansprechen kann, dass man von der Arbeit nicht mehr wegkommt. Mit Sprache in künstlerischen Werken kann man natürlich auch Betrachter:innen viel unmittelbarer adressieren als es mit abstrakter Kunst möglich ist. Schlagwörter können unmittelbar betroffen machen oder einen Funken von Bedeutung im Gegenüber pflanzen und so mitgenommen werden in den Alltag. Dabei ist es letztlich nicht so wichtig, ob dabei Zustimmung oder

Widerspruch ausgelöst wird. Sprachliche Kommunikation ist dabei bei mir genauso wichtig wie das Bildhafte.

Kommunikation und die Art, wie wir miteinander sprechen ist ganz wesentlich von den gesellschaftlichen Kontexten, in denen wir leben, mitbestimmt. Diesbezüglich wird von Beobachter:innen verschiedener Disziplinen ein umfassender Veränderungsprozess konstatiert. Die digitalen Medien spielen da sicher eine wichtige Rolle, Abläufe werden schneller, Momente der Aufmerksamkeit für Texte aber auch Bilder werden kürzer. Gleichzeitig scheint der Tonfall im öffentlichen Diskurs aber auch in privaten Gesprächen rauer zu werden. Spielt das für Deine Kunst eine Rolle bzw. wie nimmst Du es als Künstlerin wahr?

Diese Entwicklungen spielen für mich und mein künstlerisches Schaffen eine große Rolle. Sie haben auch in der Ausstellung in der QL-Galerie eine zentrale Bedeutung. Im Konzept für diese Ausstellung kommt das im Kinderreim zum Ausdruck, der so etwas ist, wie der Soundtrack für die Werkinszenierung. In der aus dem neunzehnten Jahrhundert überlieferten Reimzeile heißt es: *„Sticks and stones may break my bones, but words shall never hurt me."* Da wird die Intention zum Ausdruck gebracht, dass miteinander zu reden besser ist als sich die Köpfe einzuschlagen. Das ist einerseits eine Binsenweisheit, die man ja auch den eigenen Kindern vermitteln will, andererseits ist das auch sehr ambivalent. Wir wissen natürlich, dass Worte sehr wohl verletzen können und arbeiten uns seit der Begriffsprägung durch den Sprachphilosophen John L. Austin an der Performativität der Sprache ab. Und das ist gut so. Wir wissen, dass Worte die Macht haben, jemand zu verletzen, zu stigmatisieren oder in eine Schublade zu stecken und dort möglichst nicht mehr herauszulassen. Und das führt uns zur derzeitigen gesellschaftspolitischen Situation: Worte radikalisieren, mobilisieren und verletzen auch. Das geschieht vor allem im Diskurs in den sogenannten Sozialen Medien. Im unmittelbaren Gespräch und im persönlichen Gegenüber sind wir da ja normalerweise sensibler. Worte sind Treibmittel von Radikalisierung, damit meine ich vor allem die geschriebenen Worte in den digitalen Medien ohne ein unmittelbares Gegenüber, das darauf reagieren könnte, geschriebenen Worte. Damit setze ich mich in meiner Kunst auseinander. Meine Werkserie „The Animated Alphabet" bezieht sich auf pädagogisches Material, das zur Vermittlung von Sprache und zum Lernen von Sprache bei Kindern eingesetzt wurde. Auch da hat mich vor allem das performative Potenzial interessiert, die Impulse, die Sprache setzen kann.

Siehst Du Deine Kunst als Möglichkeit, zur Deeskalierung im aufgeheizten gesellschaftspolitischen Diskurs beizutragen?

Natürlich wäre es meine Hoffnung, etwas in diese Richtung bewirken zu können. Worum es mir auf jeden Fall geht, ist, einen Impuls dagegen zu setzen, Dinge sehr schnell – oder sagen wir lieber: vorschnell – einzuordnen. Bei der Inszenierung im Ausstellungsraum geht es mir darum, etwas in den Raum zu setzen, was man eben nicht sofort einordnen kann, was zunächst vielleicht eine Irritation auslöst. Ich versuche in meiner Kunst sehr bewusst, nicht ganz klar zu sein und damit eben auch zum Ausdruck zu bringen, dass vieles nicht einfach nur schwarz oder weiß ist, weder in der Kunst noch im Leben. Bei den Betrachter:innen meiner Werke könnte, ja sollte sogar das Gefühl im Ausstellungsraum entstehen, sich ein wenig verloren zu fühlen, dann aber doch einen Ankerpunkt zu finden, an dem sie für eine Interpretation für sich ansetzen können. Mich interessiert schon seit Jahren sehr stark das Spiel mit Sinn und Unsinn, und ich gehe dabei Fragen nach, wie: Was darf gesagt werden? Was geht sich gerade noch aus? Was ist verständlich? Oder: Wo schüttelt man nur noch den Kopf und findet gar nichts, wo man andocken könnte. Der Narr, der das Privileg hat, Dinge sagen zu können, die sonst nicht gesagt werden dürfen und damit auch etwas aufdecken zu können, ist da ein wichtiger Bezugspunkt für mich als Künstlerin.

Ein sicher überraschendes Element in Deiner Ausstellung ist die Verwendung von Knochen. Sie sind in ihrer Bedeutung auch ambivalent. Bei künstlerischen Gestaltungen mit Knochen assoziieren wir oft ein „memento mori", das scheint bei dir ja kaum eine Rolle zu spielen …

Mich hat immer schon die Verbindung von Sprache und Körper interessiert. Auch das Nachstellen von Worten mit den Körpern, wie wir es alle vom Discosong Y.M.C.A. verinnerlicht haben. Der Knochen hat etwas sehr Universelles und gleichzeitig etwas sehr Menschliches. Im Körper stecken Knochen, wie ein Gerüst, das uns am Laufen hält. Meine Knochen sind comichaft stilisiert, gemalt oder in Ton modelliert, eigentlich verkörpern sie längere und kürzere Linien, mit denen ich arbeite. Es geht auch gar nicht um bestimmte Knochen, sondern einfach um die Übersetzung einer Linie in ein durchaus auch lustiges Bild. Jedenfalls müssen die Knochen so stark stilisiert sein, damit ich aus ihnen Buchstaben bilden kann. Mir geht es dabei nicht um den Tod und auch um Vergänglichkeit nur insofern, als ich zum Ausdruck bringen möchte: Nimm dich selber nicht so wichtig! Der Knochen ist das, was physisch von uns bleibt, spirituell bleibt natürlich viel mehr. Und natürlich kann man mit diesen Knochen auch spielen und selbst aktiv werden, schlicht und einfach etwas tun und nicht nur schauen, das Material in die Hand nehmen und es spüren. Da geht es um ein haptisches Erlebnis, man kann aber auch auf das Geräusch achten, wenn man den Keramikknochen ablegt oder den Klang, den man mit zwei Knochen erzeugen kann. In jedem Fall soll dabei nicht nur das kognitive und intellektuelle Verstehen im Zentrum stehen, sondern auch das Spüren. Für mich selber war auch das Anfertigen ein sehr schöner Prozess. Ton fühlt sich sehr angenehm an, und ich habe ja auch immer die mehr oder weniger gleiche Form in

einem langwierigen Prozess gebildet. Dieses Repetitive hatte einen fast meditativen Charakter. Alle, die schon einmal mit Ton gearbeitet haben, wissen das.

Du willst Betrachter:innen zum Mitmachen anregen, sie dialogisch einbeziehen. Du bist auch als Künstlerin im Dialog mit einer anderen Künstlerin, der Australierin Katie Lee, die auch in der Ausstellung eine Rolle spielt. Was war der Grund für diesen Schritt nach außen?

Auch dabei geht es mir darum, Distanz abzubauen. Ich öffne mein eigenes Arbeiten und lade eine andere Künstlerin ein, mir zu zeigen, wie sie arbeitet. Das kopiere ich dann. Und das geschieht auch umgekehrt. Für Künstler:innen ist das grundsätzlich ein No-Go. Eines der ersten Dinge, die man an der Kunstakademie lernt, ist, Individualität zu entwickeln und eben nicht zu kopieren und nachzuahmen. Was in der Ausstellung auch im Video dokumentiert ist, ist ein lockerer künstlerischer Dialog, eine Entschwerung künstlerischer Abläufe sozusagen.

Könnte man Dein vorhin erwähntes: „Nimm dich nicht so wichtig!" auch in diesem Sinn auf den künstlerischen Werkentstehungsprozess lesen?

Ja, natürlich wende ich mich dabei auch gegen einen elitären Geniekult. Selbstverständlich gibt es Menschen mit besonderen Fähigkeiten, aber wir wissen doch auch, dass es Unterstützung und Begleitung braucht, um Fähigkeiten entwickeln und Talente entfalten zu können. Es braucht immer ein Umfeld, das Geniales erst möglich macht.

Im Zentrum des Galerieraumes hast Du eine Installation platziert, die für mich auch so etwas ist, das wie ein Handlungsimpuls erscheint, bedruckte Fahnen auf Stangen, die man mit einer Demonstration in Verbindung bringen könnte. Ist das eine von dir gewünschte Assoziation?

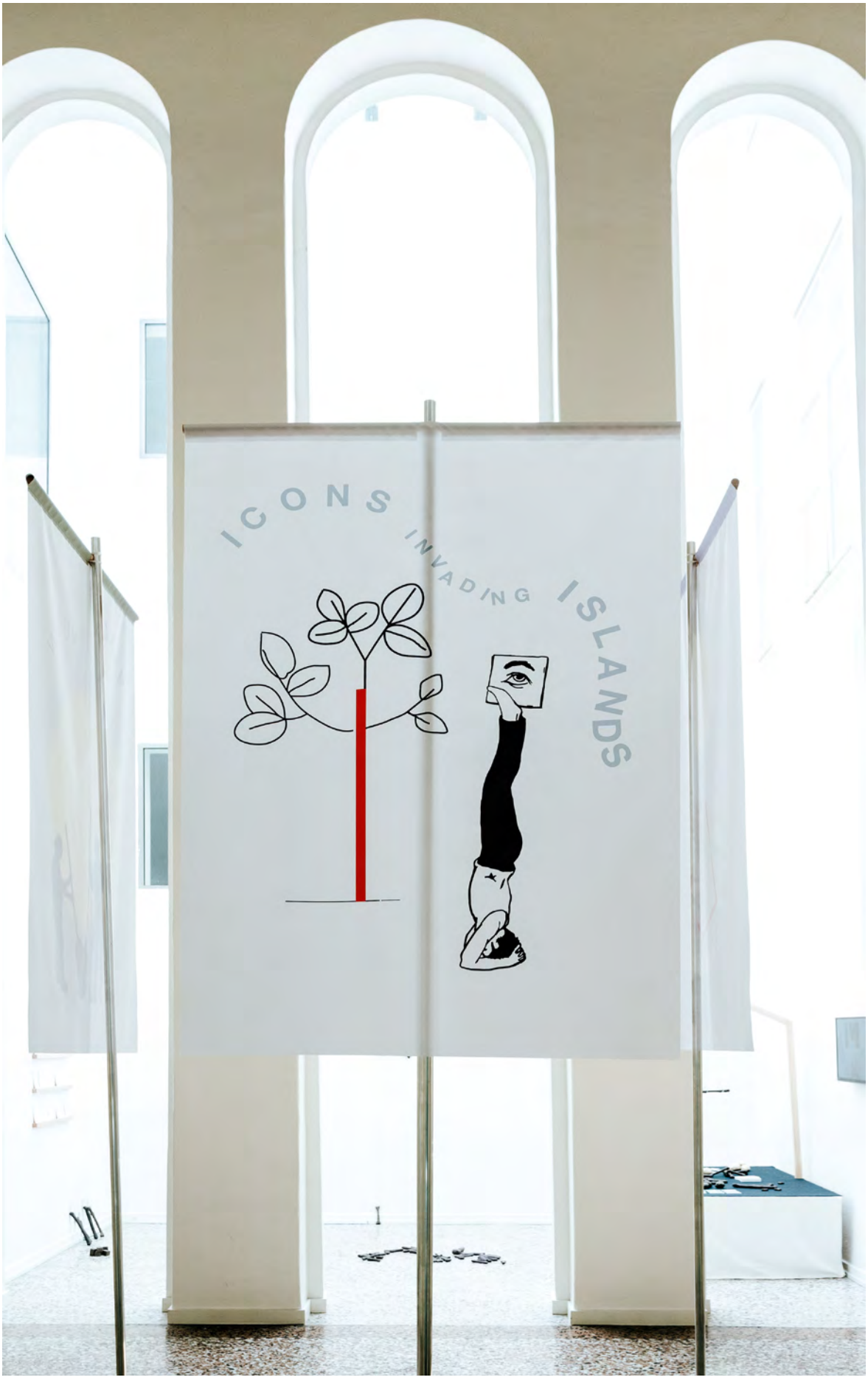
Ja, das ist ganz in meinem Sinn. Die Werkserie „The Animated Alphabet" bestand zunächst einfach aus Drucken. Für eine Ausstellung beim Grazer Kunstverein „Rotor" habe ich sie dann auf Stofffahnen drucken lassen, in Bologna habe ich in der Folge im Rahmen einer Performance eine dieser Fahnen durch die Stadt getragen. Im Galerieraum in der Leechgasse hängen sie jetzt auf Stangen im Foyer, sodass man das Gefühl hat, man könnte sie herausnehmen und mit ihnen durch die Stadt gehen. Auf jeder dieser Fahnen steht so etwas wie ein kleines Gedicht, auf einer etwa: „LOOSE LITTLE LIES". Und die Buchstaben auf den einzelnen Fahnen ergeben dann wieder ein Wort. Man kann das also als Aufforderung lesen, sich zu artikulieren und sich mit diesem Hilfsmittel einer Demonstrationsfahne, auf der nicht nur auf den ersten Blick schon Verstehbares steht, mehr zu trauen als ohne dieses Vehikel. Auf einer Demonstration mit einem Schild in der Hand dabei zu sein, hat eine andere Intensität, als einfach nur mitzugehen. Wenn man die Buchstaben auf den Fahnen als ein Wort wahrnimmt, dann liest man: „LIVE": Lebe! Es geht um die Bejahung des Seins, die sich jeden Tag neu entscheiden lässt. Wir loten doch jeden Tag neu für uns selber aus, wie wir unserer Umwelt begegnen möchten.

Die Ausstellung in der QL-Galerie reagiert auf einen speziellen Kontext: zum einen befindet sich der Galerieraum in einem Haus, das nicht nur andere Veranstaltungsräume, sondern auch Wohnraum für Studierende beherbergt und zum anderen ist der Ort kein White Cube, sondern Foyer, Durchgangsraum zu anderen Teilen des Gebäudes. Es werden also auch Menschen hier hereinkommen, die gar nicht damit rechnen, bildender Kunst zu begegnen. Inwiefern hat das für die Konzeption der Ausstellung eine Rolle gespielt?

Die Foyer-Situation finde ich sehr spannend. In Galerieräumen gibt es ja durchaus das Moment der Einschüchterung und der Schockstarre, ich finde es für mich sehr interessant, dass in der QL-Galerie meine Kunst den Besucher:innen sehr niederschwellig und auch überraschend entgegenkommen kann. Ich finde es auch sehr positiv, dass ich damit rechnen kann, dass manche Menschen hier öfter durchgehen und an einem Tag etwas anderes wahrnehmen als an einem anderen Tag. Meine Idee, etwas hereinzubringen, was man auch benützen kann, hat natürlich auch mit dem Charakter dieses semi-öffentlichen Raumes zu tun. Gleichzeitig war es mir sehr wichtig, dass jedes Element meiner Ausstellung – bis auf eine Arbeit sind ja alle Werke extra für diese Ausstellung entstanden – zu diesem sehr speziellen Haus passt. Dabei waren mir die Lichtverhältnisse sehr wichtig und auch die Raumkubaturen. Nicht zufällig steht die Bühne, mit der man eingeladen ist, auch selbst etwas zu tun, im Lichthof, weil das eine gewisse Intimität braucht. Im Foyer, würde man sich wohl viel beobachteter fühlen, wenn man etwas ausprobieren will und vermutlich ein wenig gehemmter sein.

In der Ausstellung findet sich auch ein Set von Spielkarten. Was verknüpfst Du damit als Künstlerin?

Für mich ist es wichtig, das freie Spiel und das Spiel, das genauen Regeln folgt, zu unterscheiden. Man weiß aus der Entwicklungspsychologie, dass es für Kinder entscheidend ist, aus Spielen mit einem Regelwerk auch etwas für das soziale Leben zu lernen und dann gibt es das vollkommen freie Spiel. Das, worum es mir in der Ausstellung geht, liegt irgendwo dazwischen. Da gibt es Spielkarten, aber kein Regelwerk dazu. Ich kann also innerhalb eines Systems mein eigenes Spiel erfinden. Ich beziehe mich in meinen Arbeiten immer wieder auf Spiele, die allgemein bekannt sind, die aber genügend Freiraum lassen um sie individuell weiterentwickeln zu können. Spielen entlässt mich in eine gewisse Leichtigkeit, es ist meistens lustig und nicht einfach nur todernst. Trotzdem bieten Gemeinschaftsspiele die Möglichkeit, viel über sich selbst und auch über andere zu lernen. Ein wichtiger Aspekt dabei ist jedenfalls, dass man sich selbst dabei nicht zu ernst und zu wichtig nimmt, weil sich das Spiel erst aus dem Miteinander ergibt. Im Idealfall kann man auch über sich selber lachen. Das halte ich für die gesellschaftlichen Entwicklungen, die wir gerade erleben, für sehr relevant.



Veronika Hauer, LIVE/EVIL, Fahnenstoff bedruckt, Aluminiumstange, Halterung (Installationsansicht QL-Galerie), 2025. Foto: Karin Lernbeiß

Fernstes Land

Auszug aus „Atlas eines ängstlichen Mannes“

Von Christoph Ransmayr

„Ich sah die Heimat eines Gottes auf 26° 28′ südlicher Breite und 105° 21′ westlicher Länge: eine menschenleere, von Seevögeln umschwärmte Felseninsel weit, weit draußen im Pazifik. Mehr als dreitausendzweihundert Kilometer waren es von diesen umbrandeten, baum- und strauchlosen Klippen ohne Süßwasser, ohne Gras, ohne Blütenpflanzen und Moos bis zur chilenischen Küste, von wo mein Schiff vor einer Woche mit Kurs auf Rapa Nui, die Osterinsel, ausgelaufen war.

An die Reling gelehnt, an der ich mich wegen der hohen Dünung immer wieder mit beiden Händen festhalten mußte, beobachtete ich seit einer Stunde, wie der am Ende kaum dreißig Meter aus dem Wasser ragende Umriß der Insel zwischen Wellenbergen aufgetaucht, wieder versunken und schließlich doch über den Horizont gestiegen war und nun dem Schiff so nahe kam, daß die verwehenden Wasserstaubfahnen der gegen die Felsen donnernden Brecher Bullaugen und Ferngläser beschlugen.

Daß dieses unter der Märzsonne glühende, wüste Stück Land überhaupt in Sicht gekommen war, lag an einem Hunderte Seemeilen langen Ausweichmanöver, mit dem der Kapitän die Ausläufer eines riesigen, von Kap Hoorn ausgehenden Sturmtiefs umschiffen wollte. Die Dünung, selbst hier und bei strahlendem Himmel immer noch acht bis zehn Meter hoch, ließ bedrohliche Rückschlüsse auf die Wellenhöhen und Sturzseen in unserem ursprünglichen Fahrwasser zu.

Der Name *Friedlicher* oder *Stiller Ozean*, hatte der Kapitän seine allmorgendlichen, über Bordlautsprecher bis an festgeschraubte Betten und Frühstückstische übertragenen Durchsagen zu Position, Luftdruck, Seegang und Kurs beendet, sei schon zur Zeit seiner ersten Befahrung durch europäische Seeleute bloß der Name einer vergeblichen Hoffnung gewesen. Der Pazifik, hier im Süden oder Tausende Seemeilen weiter in alle Richtungen der Windrose, sei weder stiller noch friedlicher als andere, auf weniger schöne Namen getaufte Meere und erhebe sich nicht anders als diese unter dem Druck von Stürmen und der Anziehungskraft des Mondes zu Wassergebirgen, die man ohne Not besser nicht durchquerte.

Aus kartographischer Sicht war die vulkanische Felsformation vor uns nur der kahle, umtoste Gipfel eines dreitausendfünfhundert Meter aus der Tiefsee hochragenden Berges, der auf den Seekarten als *Salas y Gómez* verzeichnet war und so an zwei, am Ende doch vergessene, spanische Kapitäne erinnern sollte – der eine hatte die nur wenige hundert Meter messende Felsformation als erster Europäer gesichtet, der andere hatte sie ein Lebensalter danach betreten und kartographiert.

Aber die *Rapa Nui*, sagte ein erschreckend dünner Mann, der sich neben mir an der Reling festhielt, jenes rätselhafte Volk, das um den Preis des eigenen Untergangs die Osterinsel mit nahezu tausend Steinstatuen geschmückt hatte, seien schon Jahrhunderte vor diesen vermeintlichen Entdeckern mit Binsenflößen über eine Distanz von fast vierhundert Kilometern immer wieder hierher gesegelt und gerudert und hatten diesem Ort einen schöneren, viel schöneren Namen gegeben: *Manu Motu Motiro Hiva*. Das sei manchmal mit V*ogelinsel auf dem Weg in fernstes Land*, aber auch mit *Insel auf dem Weg in die Unendlichkeit* übersetzt worden. Denn aus welchen Tiefen der polynesischen Inselwelt die Rapa Nui ursprünglich auch immer gekommen waren, sagte der dünne Mann, am Ende hatte sich in ihren Überlieferungen wohl jede Erinnerung an den Ort ihres Ursprungs und an alles Festland verloren und der Überzeugung Platz gemacht, daß es außer ihnen keine Menschen auf dieser Welt gab und in einem unendlichen Ozean unter einem unendlichen Himmel kein Land neben ihrer eigenen Insel.

Ich hatte Mühe, den dünnen Mann zu verstehen. Nicht allein wegen des Tosens von Wasser und Wind oder weil jene seltsame Mischung aus Englisch und Spanisch, die er sprach, immer auch Worte aus einer oder mehreren Sprachen enthielt, die ich noch nie gehört hatte, sondern vor allem, weil auch jetzt und wie schon bei unseren Begegnungen in den vergangenen Tagen, stets in der Schwebe blieb, ob er mit mir oder bloß mit sich selber sprach – über die Reling hinweg aufs Meer.“

Der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr wird am 9. Oktober bei der QL-Auftaktveranstaltung zum Jahresthema „Auf Bruch“ zu Gast sein und aus „Atlas eines ängstlichen Mannes“ lesen.

Yaron Steinberg, Silent Sketches no.1, Bleistift auf Papier, 2025.

Der Künstler Yaron Steinberg lebt in Jerusalem. Nach dem Hamas-Terror am 7. Oktober 2023 musste er sein Domizil an der Nordgrenze Israels verlassen. In diesem Jahr hat er zwei Monate als „Styrian Artist in Residence“ des Landes Steiermark in Graz verbracht und im QL-Heim gewohnt. In dieser Zeit hat sich der an nomadischen Erfahrungen, aber auch an konkreter Beheimatung interessierte Künstler mit dem Stadtorganismus von Graz auseinandergesetzt und wollte vor allem das Projekt der Skulptur einer Arche für eine Ausstellung in Tel Aviv weiterentwickeln. Der Ausbruch des Krieges zwischen Israel und dem Iran hat dann alles unter andere Vorzeichen gestellt. (Ungewollter) Aufbruch, Nomadisches, der Wunsch zu überleben und das archaische Bedürfnis nach Sicherheit werden wie die Erfahrungen während seiner Residency in Graz und die Arche Noah für seine Ausstellung in Graz eine Rolle spielen. Sie wird am 15. Jänner 2026 in der QL-Galerie, Leechgasse 24 eröffnet.

„Gott rollte als Steppenpflanze an mir vorbei.“

„Auf Bruch“ traditioneller Erzählverfahren in Sharon Dodua Otoos *Adas Raum*

Von Maria Schigan

Adas Raum ist mehr als ein Buch: Es handelt sich um einen formwandelnden Ort, an dem es die lineare Zeit schwer hat. Leser:innen begeben sich in ein vielschichtiges Universum, in dem das Jetzt immer wieder einstürzt, um sich neu zusammenzusetzen. Auf- und Abbrüche verwandeln diesen Roman, der die Geschichte einer jungen Frau namens Ada erzählt, in ein multidimensionales Kunstwerk: Vier Mal wird die Protagonistin wiedergeboren, vier Mal wechseln Zeit und Raum und damit auch die Herausforderungen, denen sie sich stellen muss. 1459 lebt sie an der Küste Westafrikas, betrauert den Verlust ihres Kindes und wird Zeugin der gewaltvollen Ankunft europäischer Eroberer. 1848 ist sie eine herausragende Mathematikerin, die von der viktorianischen Männergesellschaft – und nicht zuletzt ihrem eigenen Ehemann – in die Enge getrieben wird. Ein knappes Jahrhundert später, 1945, muss sie als polnische Zwangsprostituierte im Konzentrationslager Dora arbeiten. Die ‚vierte‘ Ada befindet sich im Jahr 2019 auf Wohnungssuche in der Großstadt Berlin und sieht sich dort als schwangere, dunkelhäutige Frau mit zahlreichen Vorurteilen konfrontiert.

Wenn Dinge erzählen

Die Pluralität der Perspektiven schließt das Gemeinsame der erzählten Lebensgeschichten nicht aus, im Gegenteil: Figuren kehren mit ähnlichen Eigenschaften wieder, Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung wiederholen sich, ebenso das Ringen um Sichtbarkeit und Handlungsmacht. Der Ausbruch aus Machtstrukturen korreliert dabei mit dem Aufbrechen konventioneller Erzähltechniken: Es ist nicht nur Ada, die erzählt, sondern auch ein Wesen, das seine Gestalt über die Zeiten hinweg verändern kann und den Handlungsverlauf entscheidend beeinflusst. So schmälert es beispielsweise in Gestalt eines Reisigbesens die Wucht der Hiebe, die Ada als Strafe auferlegt werden. Im London des 19. Jahrhunderts stellt es als Türklopfer die Scheinheiligkeit von Adas Ehemann William aus, der nach einer längeren Reise förmlich an die Tür seines Hauses klopft, ehe er seiner untreuen Gattin eine Kugel in den Leib jagt. 1945 verwandelt es sich schließlich in ein Bordellzimmer, in dem Ada ihren Körper KZ-Häftlingen zur Verfügung stellen muss. Traumatisiert von dieser ungewollten Zeugenschaft und auf Kriegsfuß mit Gott, der keine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Leidens parat hat, nimmt das Wesen im Berlin der Gegenwart die Form eines britischen Reisepasses an. Auf diesem Weg wird Ada die Einreise in die Europäische Union und damit eine Zukunft ermöglicht, die im Zeichen der Rückgewinnung des Verlorenen bzw. Vergessenen steht. Aus der Perspektive der Dinge betrachtet, wird das vermeintlich Unbelebte nicht nur lebendig, sondern als aktive Größe im Handlungszusammenhang spürbar.

Wandelbare Identität

Die unkonventionelle Erzählhaltung lässt außerdem den Eindruck entstehen, dass die Identität der Figuren des Romans nicht stabil und eindeutig ist, sondern sich im Kontakt mit dem ‚Anderen‘ transformiert. Davon sind nicht nur Menschen und Dinge betroffen, auch die Darstellung von Gott unterliegt im Handlungsverlauf ständigem Wandel. Mal tritt er als Brise auf, dann mit Berliner Akzent und auf Seite 175 rollt er als Steppenpflanze vorbei. Als er einmal die Gestalt eines greisen Mannes mit ansehnlichem Bart und wallenden Kleidern annimmt, empört sich der Reisepass: „Klischee, proklamierte ich. Wie langweilig.“ Der kreativ-spielerische, zuweilen ironische Umgang mit religiösen Konzepten zeigt sich auch dort, wo die 1459 lebende Ada Schutz für ihr noch ungeborenes Kind erbittet: „Zunächst betete ich zu Jehova, Gott der Weißen, denn mir wurde erzählt, er sei eifersüchtig, und ich dachte, er würde es mir bestimmt hoch anrechnen, dass ich mich mit meinem Anliegen zuerst an ihn wendete.“

Der Roman nimmt ‚das Göttliche‘ bzw. ‚Gott‘ in seiner Vielschichtigkeit aber letztlich durchaus ernst, etwa wenn er vom gestaltwandelnden Wesen mit der Frage konfrontiert wird, warum die Handlungsmacht der Dinge so beschränkt ist. Oder auch dort, wo das das Wesen auflistet, welche Gegenstände es bereits bewohnt hat, um abschließend hinzuzufügen: „Allein die Liebe. Die ist für Gott reserviert.“ Damit werden bei Otoo nicht zuletzt Gottesbilder aufgebrochen, die einseitig und exklusiv erscheinen. Gott ist im Roman so schwer fassbar wie Ada selbst: Er blitzt zwischen den Zeilen immer wieder auf, so als befände er sich weniger außerhalb als innerhalb der Materie, deren Kräfte sich ständig verschieben. Dort, wo dieses Spiel für die Hauptfigur zu undurchsichtig wird, greift Gott auf ein skurriles Gleichnis zurück: Er vergleicht

das Geborenwerden mit der Wurstherstellung, einem Prozess, in dem Schnitte „in einem ansonsten fließenden Übergang“ gemacht würden. Das Menschliche sei ebenso wie das Nicht-Menschliche letztlich Teil einer einzigen „Fleischmasse“, heterogen und vielfältig, immer „im Werden“. Weiter heißt es: „Wenn es an der Zeit ist, uns zu Lebenden zu machen, werden wir gemeinsam durch eine Maschine, so etwas wie einen Fleischwolf, durchgepresst.“ Bilder wie diese bleiben beim Lesen im Kopf hängen. Sie ermöglichen es auch, traditionelle Identitäts- und Kategorienbildungen zu hinterfragen und nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame in den Blick zu nehmen.

Vom Ich zum Wir

Gemeinsam ist den Figuren in *Adas Raum* eine ganze Menge, nur ist es ihnen oft nicht bewusst. Als beispielsweise Adas Halbschwester Elle von Deutschland nach Afrika reist, um nach dem bislang unbekannten Teil ihrer Familie zu suchen, wird sie zunächst skeptisch beäugt und als Fremde wahrgenommen. Sie, die in Berlin aufgrund ihrer Hautfarbe immer nach ihrer Herkunft gefragt wird und darunter leidet, nie dazuzugehören, ist im Heimatland ihres leiblichen Vaters mit ähnlichen Erfahrungen konfrontiert. Eine Gruppe Kinder läuft ihr rufend und singend bis zu dem Grundstück hinterher, das Ada und ihr Vater bewohnen. Im Garten gibt sie sich den Verwandten zu erkennen, die ihrerseits mit Schweigen reagieren. Erst als eines der schaulustigen Kinder mit seiner Tollpatschigkeit den Ernst der Lage in Lachen verkehrt, löst sich die Spannung der Beteiligten: „Ada schloss ihre Augen und warf ihren Kopf nach hinten. Ihr Körper bebte so stark, sie dachte, sie würde keine Luft mehr bekommen. Als sie ihre Augen wieder öffnete, sah sie, wie Elle und Papa sich ebenfalls mit beiden Händen den Bauch hielten. Und dann, als wäre es abgesprochen, lachten sie alle drei im Einklang: „Haaaaaaa!“

Trotz aller Verschiedenheiten, die Ada und Elle im Laufe von Adas Zeit in Berlin bemerken, werden die Schwestern zu Verbündeten: Elles Wohnung wird während der Schwangerschaft zu Adas Zufluchtsort, der geteilte Mantel eine zweite Haut, mit der sie den Winter übersteht. Elles ‚deutscher‘ Nachname ermöglicht Ada, sich um Wohnungen zu bewerben, deren Türen sich dennoch reihenweise vor ihr schließen. Als Ada nach der Geburt ihrer Tochter im Krankenhaus aufwacht, ist es Elle, die an ihrer Seite gewartet hat. Damit schließt sich der Bogen zum Anfang der Geschichte, jener traumatischen Nacht im Jahr 1459, in der Adas neugeborener Sohn starb.

Hier wird deutlich, dass der Weg vom Tod zum Leben bei Otoo nicht linear verläuft, sondern als Kreisbewegung verstanden werden kann.

Erzähltechnik und Wahrnehmung – ein Transformationsprozess

Dasselbe lässt sich für die Gestaltung des Romans insgesamt sagen: Der narrative Prozess kennt keinen klaren Anfangs- und Endpunkt. Die erzählten Lebensgeschichten sind in einen größeren Zusammenhang eingeflochten, in dem selbst der Tod nur als punktueller Übergang zum steten Neubeginn erscheint. Der Versuch, die erzählte Wirklichkeit aus einer mehr-als-menschlichen Perspektive darzustellen, provoziert dabei die Anwendung weiterer Erzählverfahren, die diesem Anspruch gerecht werden.

So kann etwa das formwandelnde Wesen stärker als die menschlichen Erzählinstanzen vom konkreten inhaltlichen Geschehen abrücken und die Handlung ebenso wie die Erzählhaltung auf einer Metaebene reflektieren. Etwa wenn es heißt: „Die aufmerksam Lesenden unter euch werden sich möglicherweise fragen, wie ein KZ-Zimmer überhaupt ein Geschehen bezeugen kann, das vor den Toren Doras stattfindet. Recht hättet ihr. Ich muss euch um noch ein wenig Geduld bitten.“

Nicht nur die Lebensspanne der menschlichen Figuren, auch die Zeitlichkeit der Dinge wirkt sich auf die Struktur des Romans aus. Als Beispiel sei hier das zentrale Dingsymbol der Geschichte erwähnt: Ein Perlenarmband, das die Ada der frühen Neuzeit als Geschenk erhält und das in unterschiedlichen Kontexten über die verschiedenen Zeitebenen hinweg eine wichtige Rolle spielt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass in *Adas Raum* unterschiedliche Lebensgeschichten zusammenfließen, die in ihrer Summe ein vielschichtiges Bild vom Frau-Sein ergeben, aber auch vom Leben an sich. Es ist ein Erzählen gegen das Vergessen, das traditionelle Erzählverfahren aufbricht und dabei den Blick auf das scheinbar Nebensächliche schärft.

Maria Schigan, studiert in Graz Germanistik. Sie ist Studienassistentin im Bereich Neuere deutsche Literatur und Mitglied der IG Germanistik. 2024 gewann sie den Literaturwettbewerb *wirsindlesenswert*.

Foto: Brandl

Von Feminismus und Perspektiven im Erzählen

Wie zwei Geschichten das Leben von Frauen beleuchten

Von Anna Köll

Manchmal würden wir unser eigenes Leben gern wie eine Geschichte sehen. In einer typischen Geschichte, oder einer narrativen Erzählung, folgt ein Ereignis logisch auf das andere, sie haben einen direkten Zusammenhang. Es gibt Probleme und Konflikte, doch am Ende führen alle Stränge zusammen und es gibt eine Auflösung. Ein Happy End. Wir versuchen unser Leben so zu ordnen und den Handlungsstrang zu finden.

Immer wieder müssen wir dabei feststellen, dass unser Leben vielleicht kein Narrativ ist, dass es Ereignisse und Episoden gibt, die einfach nicht so ganz reinpassen wollen, die zu nichts Größerem führen, die für uns keinen Sinn ergeben und die sich einfach nicht in das narrative Schema einordnen lassen wollen. Und trotzdem schaffen wir es manchmal, unser Leben auf diese Art und Weise zu sehen. Menschen schreiben ganze Biografien oder Autobiografien, in denen sie Leben auf diese Art und Weise zu ordnen versuchen.

Oder wir denken uns fiktionale Leben aus, durch die wir einen Sinn finden können. Eine der bekanntesten fiktionalen Autobiografien der englischen Literaturgeschichte ist wohl *Jane Eyre* von Charlotte Brontë aus dem Jahr 1847. Die Protagonistin Jane blickt dabei auf ihr eigenes Leben im 19. Jahrhundert von ihrer Kindheit an zurück. Zugleich ist es ein Bildungsroman, eine Liebesgeschichte und eine Gesellschaftskritik. Der Roman greift beispielsweise Probleme auf, die durch die doppelten Standards der viktorianischen Gesellschaft, das Klassensystem oder das Patriarchat verursacht wurden. Sexualität und Feminismus sind ebenfalls integrale Bestandteile des Romans.

Obwohl der Begriff zu der Zeit wohl wenigen bekannt war, war sich Charlotte Brontë durchaus um feministische Probleme bewusst. Sie wählte das männliche Pseudonym Currer Bell, um die Rezeption ihrer Geschichte nicht von ihrem Geschlecht beeinflussen zu lassen, weder positiv noch negativ.

Lebens-Geschichten von und über Frauen

Jane Eyre gilt als früher feministischer Roman, weil sich die Protagonistin niemals durch äußere Einflüsse oder Geschlechtervorstellungen zu etwas zwingen lässt. Sie trifft ihre eigenen Entscheidungen und folgt immer ihrem Gewissen. Sie verteidigt auch die Gefühlswelt und die mentalen Fähigkeiten von Frauen, indem sie Gedanken äußert, in denen sie bestreitet, dass sich diese grundsätzlich von denen der Männer unterscheiden würden. Inmitten von solchen Gedanken und aus der Perspektive eines späteren Ichs erzählt sie ihr eigenes Leben:

Das Waisenkind Jane wächst bei ihrer lieblosen Tante und danach in einem strengen Internat auf. Dort wird sie sich ihres niederen Status als einerseits Waise, als andererseits Frau bewusst. Sie bleibt als Lehrerin an der Schule, doch beschließt dann, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und bewirbt sich für eine Stelle als Gouvernante auf dem Anwesen des reichen und distanzierten Mr. Rochester. Nach einiger Zeit verlieben sich Mr. Rochester und Jane ineinander, doch am Tag der Hochzeit erfährt sie, dass er bereits verheiratet ist und seine erste Ehefrau seit Jahren auf dem Dachboden eingesperrt hat.

Denn hinter dieser Geschichte versteckt sich ein anderes Leben. Es ist eine andere Frau, der alle Entscheidungen genommen wurden: Bertha Mason, die verrückte Frau auf dem Dachboden. Sie wird als Tier beschrieben und als Dämon. Sie ist gewalttätig, jemand, dem man zum Schutz anderer und ihrer selbst wegsperren muss.

Die Autorin Jean Rhys griff diese Figur in den 1960ern auf und widmete ihr den Roman *Wide Sargasso Sea*. Das Bild, das sich dort von Bertha zeigt, ist ein gänzlich anderes. Sogar ihr Name ist ein anderer: Sie wird als Antoinette Cosway geboren. Zudem wird die Geschichte, ganz wie *Jane Eyre,* aus der Ich-Perspektive erzählt. Hier erzählt Antoinette ihre eigene Geschichte, und nicht jemand anderes.

Es wird von ihrer Jugend in einer verarmten und sozial isolierten Familie auf Jamaika erzählt. Nach einigen Unglücken, bei denen Familienmitglieder ihr Leben verlieren, wird sie gedrängt, einen jungen Engländer zu heiraten. Es ist sinngemäß Mr. Rochester, der in dieser Geschichte jedoch namenlos bleibt. Nach einer Weile beginnt er sie gegen ihren Willen Bertha zu nennen. Der Verlust ihrer gesamten Familie und ihre Ehe mit einem Mann, der nicht an ihr interessiert ist, hat schädliche

Auswirkungen auf ihre mentale Gesundheit zur Folge. Als Mr. Rochester schließlich von Gerüchten hört, dass Verrücktheit in Antoinettes ganzer Familie angeboren ist, distanziert er sich endgültig von ihr. Er nimmt sie mit nach England und sperrt sie gemeinsam mit einer Dienerin auf dem Dachboden ein.

Ihr Ehemann gibt ihr nicht nur einen anderen Namen, sondern auch eine andere Geschichte. In *Jane Eyre* erfährt Jane erst am Tag ihrer eigenen Hochzeit von Bertha. Mr. Rochester erzählt Jane davon, wie er getäuscht und angelogen wurde, und ihm eine Wahnsinnige als Frau untergejubelt worden sei.

Jane empfindet Mitleid mit sowohl Bertha als auch Mr. Rochester, aber weigert sich nun, seine zweite Frau zu werden und flieht von dem Anwesen, auch wenn das bedeutet, dass sie von nun an weder Arbeitsstelle noch Unterkunft hat.

In *Wide Sargasso Sea* geht die Handlung inzwischen so weiter, dass Bertha einen Traum hat, in dem sie das gesamte Haus abbrennt. Sie sieht, dass das die einzige Möglichkeit ist, ihre Freiheit zurückzuerlangen. Nachdem sie aufwacht, stiehlt sie sich aus dem Zimmer und lässt ihren Traum Wirklichkeit werden. Am Ende springt sie selbst vom Dach, um ihre ewige Freiheit zu erlangen.

In *Jane Eyre* erfährt Jane davon erst, als eine Vision sie dazu bringt, zu Mr. Rochester zurückzugehen. Sie findet ihn als mittelosen, verletzten Mann, nun ohne eine erste Frau, und entscheidet sich, ihn jetzt zu heiraten.

Obwohl das Buch revolutionär war, hat sich die Leserschaft des 19. Jahrhunderts wohl kaum weitere Gedanken um Bertha Mason gemacht.

Wer erzählt wessen Geschichte?

Über hundert Jahre später, ganz gemäß den Themen des Postmodernismus, greift Jean Rhys nicht nur auf Intertextualität zurück, sondern wirft auch die Frage der Perspektive auf.

Ist Bertha Mason bzw. Antoinette Cosway die verrückte Frau auf dem Dachboden oder eine unschuldige Frau, die nach vielen Schicksalsschlägen an einen kaltherzigen Ehemann verkauft wurde? Ist Mr. Rochester dieser kaltherzige Ehemann, der keine Liebe empfinden kann und nur aufs Geld auf ist oder ist er ein rauer, aber liebenswürdiger Mann, der sich dem armen Waisenkind Jane annimmt und lernt, sie zu lieben?

Charlotte Brontë, obwohl sie selbst gezwungen ist, sich hinter einem Pseudonym zu verstecken, gibt ihrer weiblichen Protagonistin eine Stimme, die Autorität, ihre eigenen Gedanken zu formulieren und ihr eigenes Leben zu erzählen. Das geschieht allerdings um den Preis, das Bertha Mason in den Hintergrund gedrängt wird. Sie bekommt keine eigene Stimme.

Jane kann ihre eigene Geschichte erzählen, aber sie ist nicht in der Lage, Berthas Geschichte nachzuvollziehen. Berthas Geschichte wird nicht von ihr, sondern von Mr. Rochester erzählt. Erst wenn Bertha Mason in *Wide Sargasso Sea* selbst zur Sprache kommt, wird die ganze Geschichte sichtbar.

Wenn wir nun also versuchen, unser Leben selbst als Geschichte zu betrachten, wollen wir dann verhindern, dass uns jemand anderer zuvorkommt? Der vielleicht mit einer ganz anderen Perspektive darauf blickt, eine andere Geschichte daraus spinnt, der unser Innenleben nicht kennt, oder einen ganz anderen Sinn aus unserem Leben zieht?

Doch wenn wir selbst unser Leben erzählen, welche anderen Perspektiven verdrängen wir dann? Wer ist ein Held und ein Bösewicht in unserer Geschichte und ist er das *nur* in unserer Geschichte?

Wir können immer nur auf unsere eigenen Erfahrungen zurückgreifen und offen sein für alles, was wir vielleicht noch nicht wissen oder nicht verstehen. Welche Ereignisse, welche Gedanken, welche Erfahrungen haben wir niemals gesehen, die uns ein falsches Bild eröffnen können?

Ich frage mich, ob Charlotte Brontë mir zustimmen würde. Was hätte sie wohl über *Wide Sargasso Sea* gedacht? Hätte sie es als Kritik an ihrer Geschichte empfunden? Nein, ich denke, Charlotte Brontë hätte Gefallen an *Wide Sargasso Sea* gefunden. Mit *Jane Eyre* hat sie neue Perspektiven auf das Leben einer Frau im 19. Jahrhundert eröffnet. Das geschieht auch in *Wide Sargasso Sea*, in dem die Geschichte einer übersehenen Frau, die eng mit der Geschichte einer anderen verwoben ist, sichtbar gemacht wird. Gerade das hätte Charlotte Brontë wohl auch geschätzt.

Anna Köll, studiert Anglistik/Amerikanistik an der Universität Graz und ist Mitglied der KHJ Graz sowie des Redaktionsteams von Denken+Glauben.

Foto: privat

Erfindung und Orientierung

Wenn der Sternenhimmel zum Geschichtenhimmel wird

Von Lioba Strieder

Veronika Hauer und Katie Lee, Unfathomable Alphabet, Installation mit Podest, Stoff, Keramiken, Eimer, Schnur (Installationsansicht QL-Galerie / Detail), 2025. Foto: Karin Lernbeiß

„Ausgesetzt“

Ein Findling? Ein Setzling? Der Hektik und Umtriebigkeit? Der Stille? Dem Leben?

„In einer Barke von Nacht“

Eine Barke hat keinen Masten – keinen Masten, an den man Segel spannen könnte. Und bei einer Barke von *Nacht* fehlen wohl auch externe Navigationsmöglichkeiten: Etwaige Ufer sind nicht in Sicht. Die Barke ist dunkel, ist finster. Dennoch (oder gerade deshalb) ist sie – und damit die Person in ihr – ausgesetzt: Wind und Wetter, Zeit und Gezeiten, Veränderung und Stillstand.

„Trieb ich“

Ich trieb – und *ließ* mich treiben. Das war meine Entscheidung, ich widersetzte mich nicht, wehrte mich nicht und setzte *mich* aus: Nicht nur Wind und Wetter, sondern auch Warten und Bangen, Hoffen und Zweifeln, Angst und Vertrauen.

„Und trieb an ein Ufer.“

War es ein Ankommen? Jetzt trieb ich nicht mehr. Jetzt *konnte* ich mich nicht mehr treiben lassen. Hier begann der Auf-Bruch.

Mascha Kaléko (1907–1975) setzt an dieser Stelle in ihrem Gedicht *Die frühen Jahre* den ersten Punkt. Diesen Punkt (der wohl in Kalékos Gedicht auch so etwas wie einen *Wende*punkt darstellt) möchte ich nützen, um innezuhalten und mich der Ausgesetztheit zu widmen: Vielleicht haben Sie sich, irritiert, der Mischung aus

Kalékos zerrissenem Gedicht und meinen Worten ausgesetzt gefühlt. Als Menschen sind wir ständig ausgesetzt, sind vielem ausgesetzt in einem Leben, das sich oftmals als mastlose, segellose Barke entpuppt, in einer Welt, die sich oftmals als finstere, verwirrende Nacht zeigt. Wir treiben in unserer Barke und, egal, ob wir sie (gerade) manövrieren können oder nicht, suchen nach Orientierung.

Vielleicht sehen wir von unserer Barke aus Sterne, sobald wir uns an die Dunkelheit gewöhnt haben. Doch der Himmel scheint wohl voller „wahllos verstreuter" (ausgesetzter?) Sterne. Wie soll dieser chaotische Sternenhimmel der Orientierung dienen? Wahllos verstreute Himmelskörper verwirren eher, als dass sie uns Halt geben.

Um uns festhalten zu können an den Sternen, bringen wir also Ordnung in den Sternenhimmel – wir machen aus dem Chaos wahllos verstreuter Sterne eine Ansammlung wohl sortierter Sterne. Da wir die Sterne nicht „abmontieren" und ordnen können, sortieren nach Größe, Farbe, Gewicht, von links nach rechts, oben nach unten, bringen wir Ordnung in die bestehende (Un-)Ordnung – ohne sie zu ändern: Wir stülpen der bestehenden (Un-)Ordnung eine neue Ordnung über; wir sehen die Unordnung als Ordnung. Wir sehen diesen und diesen und diesen und jenen Stern zusammen als Kleinen Bären, Großen Hund oder Lyra.

Von Sternen zu Sternbildern: Ordnung ohne Neuanordnung

Was geschieht hier? Was machen wir, wenn wir die Sterne – ohne sie *neu* anzuordnen – „ordnen", wenn wir eine Handvoll Sterne – eine Handvoll *bestimmter* Sterne, versteht sich – zum „Großen Hund" machen? Wir blenden aus (Sterne, die nicht innerhalb dieses Bildes sind) wir heben hervor (die, die den Großen Hund ausmachen; aber auch innerhalb dieses Sternbildes sind uns manche Sterne wichtiger als andere), vor allem aber: Wir setzen in Beziehung. Wir ziehen imaginäre Verbindungslinien zwischen einzelnen Sternen und lassen so ein Bild entstehen; plötzlich sehen wir diese Sterne am Himmel als einen Gegenstand, ein Tier, ein Fabelwesen oder einen Halbgott. Aus den „Sterngeflechten" werden „Sternbilder". Wir sehen Sterne als Hund, Bären oder Lyra.

Ob dieses Sternbild, das Erzählte, nun *erfunden* ist oder eher *gefunden*? Was meinen Sie, *gibt* es Sternbilder? Ich möchte Sie mit dieser Frage alleinlassen. Wer weiß, vielleicht wollen Sie einmal darüber nachdenken, wenn Sie eine laue (oder auch frostige) sternenklare Nacht nützen, um in den Himmel zu schauen und zu staunen.

Bevor es jedoch soweit ist und ich Sie ins Stern(bild)schauen entlasse, lassen Sie uns noch einen Schritt weiter gehen und uns den Geschichten *über* die Sternbilder zuwenden. Denn den verstreuten Sternen wird in *doppelter* Hinsicht etwas „angedichtet": Wir *sehen* die Sterne nicht nur als Sternbilder, also *als* Gegenstände, Tiere oder Fabelwesen; nein, wir setzen hier das „Dichten" fort, denn die Sternbilder stehen für uns wiederum für etwas: Nachdem aus den Sternen Sternbilder gemacht worden sind, erzählen wir über sie beziehungsweise mit ihnen Geschichten – Geschichten über uns und über die Welt, Geschichten über Vorfahren, Irrfahrten, Kämpfe, Siege und Niederlagen. Beim Geschichtenerzählen tun wir wieder, was wir bereits beim „Ordnen der Himmelsordnung" getan haben: Wir blenden aus, heben hervor und setzen in Beziehung. Wir zeigen Verbindungen auf, stellen Verbindungen her.

Geht Geschichtenerzählen also ohne erfinden nicht? Wenn wir Geschichten erzählen, gestalten und formen wir (wie sonst könnten wir ausblenden, hervorheben und in Beziehung setzen?). Wir erzählen nämlich nicht, indem wir sagen: Dort ist Sirius; oder gar: Dort ist α Canis Majoris oder 9 Canis Majoris (all diese Ausdrücke bezeichnen denselben Stern, den hellsten sichtbaren Fixstern am Himmel). „Sirius" ist keine Geschichte. Stattdessen erzählen wir, *wie es damals war, als wir … und wie es dazu kam, dass wir … und: weißt du noch, …?* Beim Geschichtenerzählen gehen wir von den Sternen („Dort ist Sirius.") aus, doch das Wesen des Geschichtenerzählens gleicht dem des (Er-)Findens von Sternbildern: Wir stellen Zusammenhänge her. Verbinden diesen Stern (in unseren Geschichten: dieses Ereignis) mit jenem und zeichnen die Verbindung genau nach. Von dort weben wir den Faden weiter – solange, bis unser Sternbild komplett, unsere Geschichte vollendet ist.

Wenn es Sternbilder auch vielleicht geben mag, so haben wir nun, mit den Geschichten über die Sternbilder, endgültig einen Bereich erreicht, der im Erfindungs-Reich liegt; spätestens jetzt geht es um Fiktion: Sollten Sie als Held:innen *Roman*held:innen haben, wissen Sie: Die hat es nie gegeben und wird es wohl auch nie geben. (Oder machen Sie sich auf die Suche nach der „echten" Pippi Langstrumpf, dem „echten" David Copperfield oder dem „echten" rosaroten Elefanten, der in Ihrem Lieblingsroman heldenhafte Taten setzt?)

Nun sind wir also im Reich der Fiktion angelangt. Haben wir somit das Reich der Fakten und Erkenntnisse (denn brauchen wir nicht Fakten, um zu Erkenntnissen zu gelangen?) hinter uns gelassen, sind im Reich der Illusionen, Unwahrheiten und Träume angelangt – die sofort zerplatzen, werden sie mit der Welt, der Realität, den Tatsachen konfrontiert? Wie Seifenblasen, die zerplatzen, sobald sie wo anstoßen? (Nun gut, einige besonders widerständige

Seifenblasen „überleben“ sogar eine Berührung … sind Geschichten vielleicht dieser Art? Überleben Sie eine Konfrontation mit der Wirklichkeit?)

Wir sind bei den Fiktionen angelangt und ihrer „Halbwertszeit“ – und somit beim Kern dieses Textes. Denn, was ich Ihnen bisher verschwiegen habe: Ich glaube daran, dass Geschichten uns Orientierung – Orientierung, die der Begegnung mit der Wirklichkeit standhält – bringen können; und dass sie dies tun, eben gerade weil sie erfunden sind.

Von Fiktionen zu Fakten: Orientierung mit Erfindung

Um zu zeigen, dass wir uns erst von der Wirklichkeit lösen müssen, um sie erkennen zu können, möchte ich – wie könnte es anders sein – eine Geschichte bemühen. Der Schriftsteller Jorge Luis Borges (1899–1986) schreibt in *Von der Strenge der Wissenschaft*: „Die Kollegs der Kartographen erstellten eine Karte des Reichs, die die Größe des Reichs besaß und sich mit ihm in jedem Punkt deckte. Die nachfolgenden Geschlechter, dem Studium der Kartographie minder ergeben, hielten diese ausgedehnte Karte für unnütz und überließen sie, nicht ohne Ruchlosigkeit, den Unbilden der Sonne und der Winter.“ Nun, weshalb wohl hielten die nachfolgenden Generationen der wunderbaren Kartographen diese „1:1-Karte“ für nutzlos – und das, wo sie doch so genau war, wie sie nicht genauer hätte sein können? Sie spiegelte doch das Reich präzise wider, war wahr, in keiner Weise falsch oder „unfaktisch“! Ja – und genau das machte sie auch so unnütz.

Was bedeutet das Scheitern der 1:1-Karte nun für Geschichten? Geschichten sind eben keine 1:1-Karten. Sie „decken“ sich nicht mit jedem Punkt der Wirklichkeit, ganz und gar nicht – weshalb man sie leicht als „bloße“ Fiktionen abtun könnte, die uns, wie ein erster Blick in den Sternenchaoshimmel, eher verwirren und von der Welt wegholen. Es ist verführerisch zu denken, dass 1:1-Karten gebraucht werden und keine erfundenen Geschichten, um zu verstehen, was uns umgibt. Doch es ist eben umgekehrt: 1:1-Karten eröffnen uns keine Orientierungsmöglichkeiten; sie decken sich zwar mit jedem Punkt unserer Umgebung, aber damit bedecken sie auch jeden Punkt unserer Umgebung und bringen uns so keinen Millimeter weiter.

Offensichtlich ist eine Karte, die sich vom kartographierten Land in gewisser Weise „wegbewegt“, wohl sinnvoller, um ein Land zu erschließen, als eine Karte, die das Land exakt nachzeichnet. Auch hier ist die Trias von hervorheben, ausblenden und in Beziehung setzen entscheidend: Unsere Karte muss hervorheben, muss ausblenden und in Beziehung setzen, um uns Orientierung zu geben.

1:1-Karten ermöglichen uns keine bessere Orientierung, wie uns auch ein Blick in einen „unsortierten“ Sternenchaoshimmel nicht weiterbringt – selbst wenn wir ihn ganz genau anschauen, jeden Stern betrachten, jede kleinste Veränderung beobachten. Orientierung geben uns Sternbilder, obwohl es sie vielleicht gar nicht gibt. So geben uns auch Geschichten Orientierung, obschon hervorgehoben, ausgeblendet und in Beziehung gesetzt wird – selbst wenn bzw. gerade weil die Realität dadurch verzerrt wird. Geschichten sind wie Landkarten, wie *brauchbare* Landkarten und nicht wie 1:1-Landkarten. Geschichten geben Orientierung, auch wenn es das Erzählte nicht so gibt – nein, sie geben uns Orientierung, gerade weil es das Erzählte nicht so gibt, gerade weil Geschichten keine 1:1-Karten sind.

Apropos Orientierung: Jetzt habe ich *Die frühen Jahre* von Mascha Kaléko gar nicht zu Ende geführt! Es lohnt jedoch, *Die frühen Jahre* zu lesen (ganz ohne Einschübe von mir). Ich schicke Sie nun also nicht nur mit dem Sternenhimmelschauauftrag, sondern auch mit dieser Leseempfehlung auf den Weg. Vielleicht finden Sie eine Geschichte darin – oder Sie spinnen eine Geschichte – und vielleicht wird diese Ihnen sogar zu einer Barke, die Sie an ein Ufer bringt. Die Möglichkeit besteht. Bestimmt.
Gute Reise!

Die frühen Jahre

Ausgesetzt
In einer Barke von Nacht
Trieb ich
Und trieb an ein Ufer.
An Wolken lehnte ich gegen den Regen.
An Sandhügel gegen den wütenden Wind.
Auf nichts war Verlaß.
Nur auf Wunder.
Ich aß die grünenden Früchte der Sehnsucht,
Trank von dem Wasser das dürsten macht.
Ein Fremdling, stumm vor unerschlossenen Zonen,
Fror ich mich durch die finsteren Jahre.
Zur Heimat erkor ich mir die Liebe.

aus: Kaléko, Mascha. Die paar leuchtenden Jahre, München: dtv 2003.

Lioba Strieder, forscht derzeit als Universitätsassistentin am Institut für Philosophie an der Kath.-Theol. Fakultät in Graz zu Erkenntnismöglichkeiten durch die Rezeption narrativer literarischer Fiktionen.

Foto: LiSt

Musik im Bruch – Ein Quartett im Schatten des Krieges

Von Cornelia Picej

Ein Lager. Draußen gefrorene Erde, drinnen Holzbaracken, dünne Decken, Atem in der Kälte. Winter 1941. In diesen denkbar unmenschlichen Umständen inmitten des Zweiten Weltkriegs erlebte das Werk *Quatuor pour la fin du temps* des französischen Komponisten Olivier Messiaens (1908–1992) seine Uraufführung.

Messiaen war zu diesem Zeitpunkt Kriegsgefangener im Lager Stalag VIII-A, nahe Görlitz. Die Lebensbedingungen waren hart: unzureichende Verpflegung, Kälte, Überbelegung und eine allgegenwärtige Unsicherheit bestimmten den Alltag der Gefangenen. Dennoch bildeten sich auch im Lager geistige und künstlerische Räume, oftmals aus einem tiefen Bedürfnis heraus, dem Entmenschlichenden etwas entgegenzusetzen.

Mit Jean Le Boulaire (Violine), Étienne Pasquier (Cello) und Henri Akoka (Klarinette) fand Messiaen drei Mitgefangene, mit denen er ein ungewöhnliches Ensemble formte und für sie zu komponieren begann. Möglich wurde dies nicht zuletzt durch die Unterstützung eines deutschen Lageroffiziers, der Messiaen Notenpapier und Zeit organisierte – eine seltene, fast absurde Geste menschlicher Anerkennung im Kontext der Gefangenschaft. So konnte er ein Trio schreiben, das sogar in den Waschräumen des Lagers uraufgeführt wurde.

Doch die allgegenwärtige Kälte und der nagende Hunger forderten seinen Tribut. Messiaen, ein zutiefst gläubiger Mensch, hatte in dieser Ausnahmesituation Träume in lebhaften Farben, die ihn an die Apokalypse aus der Offenbarung des Johannes erinnerten. Als er einmal während seiner Gefangenschaft genau jene Farben am Himmel erkennen konnte, glaubte er, die Prophezeiung des Jüngsten Gerichts würde wahr werden. Erst später erfuhr er, dass es sich um Nordlichter handelte. Doch genau diese Mischung aus mystischer Erfahrung, religiöser Bildwelt und persönlicher Erschütterung ließ in ihm die Idee für ein größeres Werk reifen. Das Trio wurde zu einem von acht Sätzen des *Quatuor pour la Fin du Temps*, eine Klavierstimme komplettierte das Quartett.

Als die Offiziere im November des Jahres 1940 für Messiaen ein eher ausgedientes Klavier beschafften, fingen die vier Musiker an, das Quartett zu proben. Messiaen brachte erste Skizzen mit. Man tastete sich voran. Jeder lernte seine Stimme, und dann: Zusammenspiel. Nicht einfach – im Gegenteil. Das Stück stellte sich als sperrig und technisch heikel heraus. Die Rhythmen waren verwinkelt, das Metrum oft kaum fassbar.

Nachdem das Quartett einige Monate Zeit hatte, das Werk zu studieren und zu erlernen, kam es am 15. Jänner 1941 in der Theaterbaracke des Lagers zur Uraufführung. Sie wurde von den Zuhörern, überwiegend Kriegsgefangenen, als tief bewegendes Ereignis beschrieben. Viele berichteten, dass die Musik ihnen Trost und Hoffnung gegeben habe. Selbst Jahre später betonte Messiaen, noch nie ein derartiges Publikum erlebt zu haben.

Es war Musik, die unter dem Eindruck einer zerrissenen Welt entstand – und aus genau diesem Riss schöpft.

Gewidmet ist das Quartett dem Engel der Offenbarung, der, die Hände zum Himmel erhoben, das Ende der Zeit verkündet. Aus dieser Szene stammt auch der Titel: *Quatuor pour la fin du temps*.

Messiaen greift dieses Motiv auf und deutet es in seiner eigenen, zutiefst spirituellen Weise: Nicht das Ende im Sinne von Vernichtung steht im Zentrum, sondern das Ende von Zeit als Aufbruch in die Ewigkeit, und als Zeitlosigkeit – das Verlassen von Metrum und Puls, wie er es in seiner Musik kompositorisch umsetzt.

Der Komponist, der vielen seiner Werke einen tief persönlichen religiösen Bezug verlieh, schuf mit dem Quartett eines der bedeutendsten Kammermusikwerke des 20. Jahrhunderts, das sich seiner Entstehung nicht unterwirft – sondern ausbricht aus der Enge des Lagers, aus der Logik des Krieges, aus der Zeit.

Cornelia Picej, studiert historische Musikwissenschaft sowie Musiktheorie in Graz und befasst sich intensiv mit Musik des 20. und 21. Jahrhunderts – von klassischer Musik bis hin zu Popmusik.

Foto: Marton

Weltspartag

Maria Schigan

Rund rosten die Gesichter am Land, noch im Alter erwartungsprall wie ein Sumsi-Luftballon, der von einer Kinderhand in den Oktoberhimmel entlassen wird.

Ich stelle mir vor, wie sie nach oben schauen, den ganzen Heimweg lang, der eine den anderen immer wieder davor bewahrt, über die Gehsteigkante auf die Straße zu stolpern. Wie sie sich ärgern, dass sie keine Nachricht an die Schnur gebunden haben, ehe das Missgeschick passiert ist. Wie sie einem anderen Kind begegnen, sich kurz zunicken und ihm dann seinen Ballon aus der Hand reißen, damit es wenigstens auch keinen mehr hat.

Ich ziehe das letzte T-Shirt aus dem Korb und hänge es über die Wäscheleine. Auf der Straße tritt Lärm aus: Lkw donnern über Kanaldeckel, Kinder schreien in Fahrradsitzen, Reifen quietschen, jemand hupt, jemand schlägt eine Autotür zu. Am Balkon hat sich eine besorgniserregende Hitze angestaut, die nicht zur Jahreszeit, dafür aber zu meinem Zeitplan passt: Wenn Rot eher trocken ist, kann ich noch eine Partie Handtücher einschalten, Kurzprogramm, 0:14.

Zwischen meiner und ihrer Ankunft liegen jeden Tag fünfzehn Minuten, deren Ergebnis das Werk einer Stunde ist. Ich schaue meinen Händen beim Rühren und Verschieben zu, beim Ausleeren und Nachsalzen, Gießen und Abwischen, Falten und Aufdecken, bis mich die Haustür unterbricht:

Ein Kuss auf die rechte Wange, eine flüchtige Umarmung, ein Staubkorn im braunen Haarschopf. Schuhe, von denen Erde abbröckelt und Schlieren in meinen Augen: Ich weiß nicht, wann ich sie zuletzt geputzt habe. Die Schwiegermutter am Telefon. *Ja, den Kindern geht es gut. Ja, dem Markus auch.*

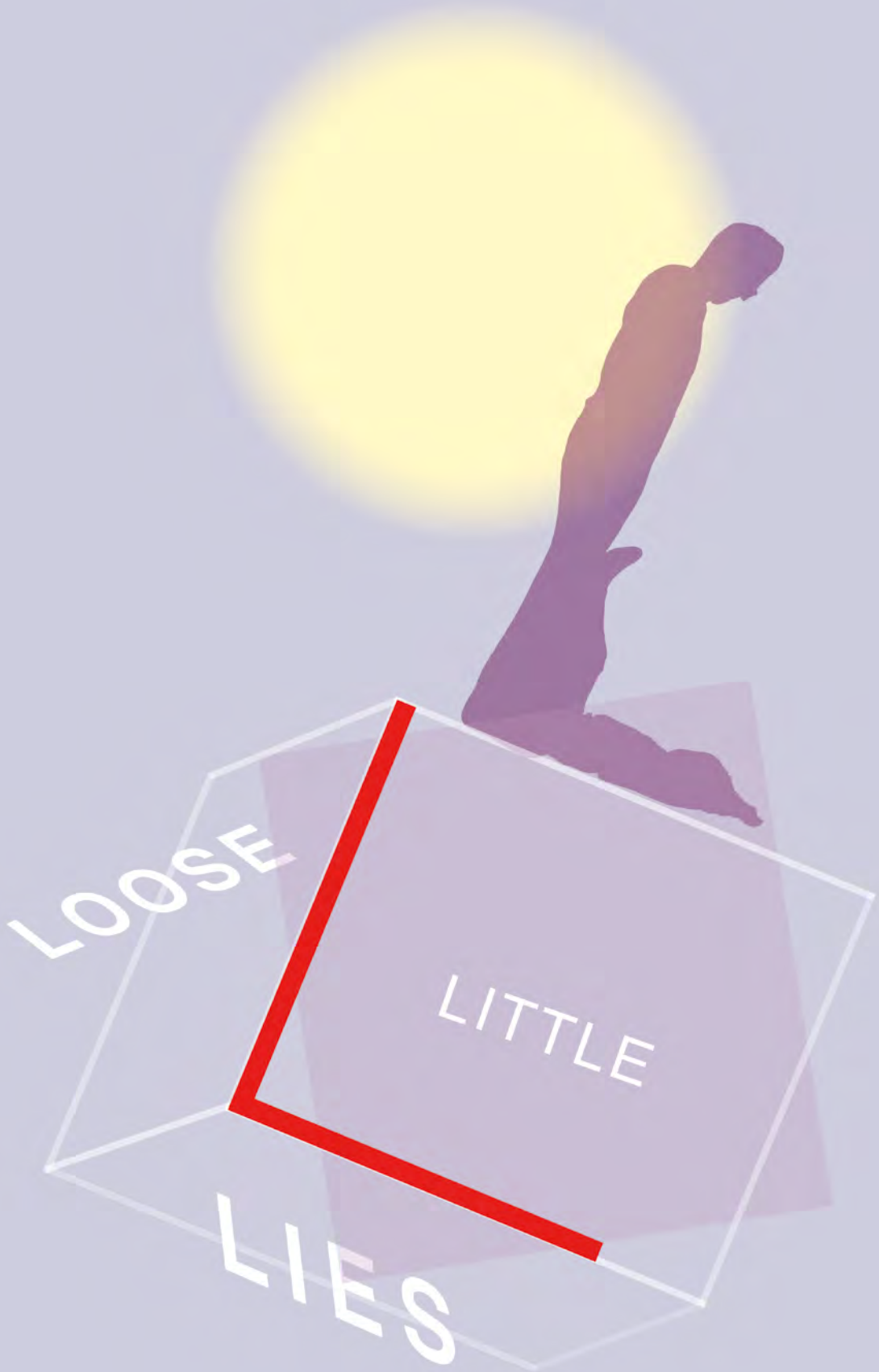
Flugrost in ihren Gesichtern, Sätze wie halbe Purzelbäume. Ihr Leuchten springt manchmal auf mich über, aber eher so, wie eine Ampel auf Grün umspringt: ohne Garantie, dass diese Phase anhält. Noch bevor die Teller leer sind, lasse ich Spülmittel und Wasser in den Suppentopf laufen, der voll und immer voller übergeht, weil meine Aufmerksamkeit sich ans Fremdgehen gewöhnt hat.

Wenn sie in ihren Betten sind, schalte ich meistens den Fernseher ein und stelle mich schlafend, um späteren Vorwürfen die Grundlage zu entziehen. *Sie waren wieder bis Mitternacht am Handy. Sie haben sich gegenseitig mit Rasierschaum eingerieben. Sie haben versucht, den Hamster einzusaugen.* Heute wische ich die Herdplatte mit Glasreiniger ab, bevor ich mich hinlege. Sehe meine Umrisse im Glasschrank, während ich im Licht des Dunstabzugs stehe, meinem Bühnenlicht, vor mir das klebrige Ceranfeld, die Fettflecken, die einfach nicht abgehen wollen. Die Hose, die immer noch oder schon wieder spannt. Markus auf Geschäftsreise.

Ich entscheide mich für eine kalte Dusche und gegen die Süßigkeitenlade, putze mir die Zähne, creme meine Haut ein und lege mich ins Schlafzimmer. Der Fernseher bleibt schwarz, das Kinderzimmer ausnahmsweise still. Ich greife zu dem blauen Notizbuch, das auf meinem Nachttisch liegt und beginne zu schreiben. Zeile für Zeile füllt sich das Papier wie eine immer schwerer werdende Sparbüchse, die darauf wartet, entleert zu werden.

Bin eine Fliegennatur im Herbst: Gefangen zwischen zwei Dachflächenfenstern, immer gierig, ohne dass meine Sehnsucht über ihre Konturen hinauskommt: dass es Schreibzeit wird und Stille, dass jemand das Surren des Gefrierschranks mit dem Stecker herauszieht und den Schimmel aus den Laden lässt.

Maria Schigan studiert in Graz Germanistik. Sie ist Studienassistentin im Bereich Neuere deutsche Literatur und Mitglied der IG Germanistik. 2024 gewann sie den Literaturwettbewerb *wirsindlesenswert*.



Veronika Hauer L (Loose Little Lies), 100 x 150 cm, Fahnenstoff, Edition 1/3 (+AP), 2025. © Hauer

Stories and acts of resistance

Barbara Zambo im Gespräch mit Ryts Monet

The theme of the current issue, "Auf Bruch", brings up many associations in English, be it departure, crack, break-up or awakening and starting. In this interview, Barbara Zambo, speaker for culture and education at Afro-Asiatisches Institut, and Ryts Monet, artist and curator of the show at QL-Gallery in Spring 2025, are talking about his endeavours to make familiar but to also contextualize how we can experience the world through other people's lives and worldviews.

Melissa Peritore, Sementeryo, 2018/24, © Peritore

Barbara Zambo: **For you, this group exhibition was also a departure into something new, as you were now curating it yourself (for the first time). What was this process like for you – from choosing the theme to selecting the artists?**

Ryts Monet: I had never curated an exhibition before, but it's something I had often thought about. It's quite natural for an artist to feel the need to engage with the idea of curating a show. For some time now, I must admit, I've found it difficult to come across exhibitions that truly engage me. Discovering compelling artists who address urgent issues while moving away from the constraints of form and the art market seems increasingly rare. That's why, when I was invited to curate a show in the QL-Gallery, I saw it as an opportunity – to challenge myself and to try building an exhibition the way I would want to experience one.

The theme *Mondo Cane* came about rather spontaneously. In Italian, the expression literally means "dog's world" – a somewhat dated phrase used to describe a cruel and difficult world. I chose this title to propose a – necessarily partial – overview of artistic practices that engage with urgent, complex issues, often tied to social and geographical contexts that are distant but somehow interconnected.

The artists in the show each present fragments of stories from different corners of the world: Peritore from the Philippines, Belete from Ethiopia, Prodanovic from Serbia, and myself, Ryts Monet, with two works related respectively to Cuba and Palestine. Lisl Ponger is a special case, moving through various cultures using the language of documentary.

Ryts Monet, Wish You Were Here, 2025, © Monet, Photo: Milatovic

How did the focus come to be on the title-giving (pseudo-)documentary "Mondo Cane" from 1962? It seems to be a perfect template for the exhibition – since the film is presenting a window to a world, a constructed one, where images of different cultures and continents are being produced and juxtaposed towards each other.

The title *Mondo Cane* refers directly to the 1962 pseudo-documentary known for its sensationalist approach to portraying cultures and places considered "exotic". I believe the expression aptly captures the spirit of our contemporary *zeitgeist*. While the exhibition draws loosely from that film, it deliberately distances itself from its narrative structure. In *Mondo Cane* (1962), places and people are observed from a detached perspective – often filtered through a Western gaze that leans toward spectacle. Rewatching the film, I was struck by how the emotional distance created by those images prevents any genuine engagement from the viewer. In contrast, the works I've selected for this exhibition aim to bring the audience closer to the topics addressed by the artists. Each piece offers a window onto the world, not as mere observation, but as an invitation to share and to forge real connections. The artists involved present specific contexts – but do so through a language rooted in empathy. Another key theme that emerges across many of these works is resilience. These are not passive, spectacular, or exoticized representations; they are stories – and acts – of resistance. Resistance to dominant narratives, to erasure, and to indifference.

Exhibition view, Mondo Cane, Photo: Milatovic

How did you choose the artists, what was important to you to show? How do these artists break with the conventional view in their works?

Each work, each fragment in the exhibition, explores cultural and historical trajectories that, although originating elsewhere, ultimately intertwine with our present. *Future History* by Belete is a particularly emblematic example. The work gathers firsthand testimonies recounting the fascist occupation of Ethiopia (1935-41). As an Italian, I find this piece especially meaningful: it narrates a violent and painful chapter from another country's history, yet one that is deeply connected to my own. It's a necessary confrontation with a colonial past that is often overlooked in Italy.

Lisl Ponger's film unfolds across several chapters, each dedicated to a different culture present within the city of Vienna. The artist adopts a deconstructive approach to the tradition of ethnographic documentary, questioning the dynamics of representation and the role of the observer. Within the context of this exhibition, her work functions almost as a critical counterpoint to *Mondo Cane* (1962).

Prodanovic's work, reimagined for this occasion in an installation format, constructs a narrative bridge between events that are only seemingly unrelated: from the tragedy of 9/11 to NATOs intervention in the Kosovo conflict. With the installation *Proud to be …*, the artist interrogates the symbols of nationalism and the rhetorical mechanisms of propaganda. The repetition of elements such as the national flag, the eagle, and patriotic affirmations strip them of meaning, revealing their constructed and manipulable nature.

One central position in the exhibition is Melissa Peritore's photography. Her work gives us glimpses into the lives of people who have built a community on a cemetery in Manila, Philippines. In which ways do her investigations into the daily lives of people living on a cemetery contribute to the understanding of a society on a new point of departure?

Melissa Peritore's work *Sementeryo*, along with *Wish you were here*, is one of the two newly created works presented in the exhibition. Peritore travelled to the Philippines to complete the photographic series she had begun years earlier, during the time she lived in Manila. This deliberate return lends her contribution particular significance, which is why I chose to dedicate a large and central space in the exhibition to her work. Her series unfolds across multiple levels of interpretation. It does not simply document everyday life inside an urban cemetery in the North of Manila, but instead captures the complexity and dignity of a community that, despite extreme precarity, has managed to reinvent an unconventional space into a place of life. The photographs never fall into the trap of *poverty porn*; on the contrary,

what stands out is the community's capacity for adaptation and resilience.

As paradoxical as it may seem, the idea of living on a cemetery – when viewed from outside the frame of our usual cultural references – reveals a semi self-managed microcosm, with green areas, small shops, sports fields, and spaces for social interaction. In many cases, this environment appears more liveable than the overcrowded high-density housing often assigned to society's most vulnerable populations.

One further element that brings Peritore's work closer to an European audience is the nature of the cemetery itself: a Christian cemetery, marked by forms and symbols that feel familiar. This detail helps to bridge cultural distances and encourages a more empathetic reading. We may recognize something of ourselves in these places – and perhaps for that very reason, we feel more connected to the stories they hold.

In your own works, you concentrate on cultural frictions, on monuments and symbols of power. In "Wish you were here", a postcard series, which was shown in the exhibition, you have contrasted the positive phrase often found on postcards from popular holiday destinations with the depiction of ruins in Gaza. What was your initial idea behind this? Further, why do you think it's important to provide a stamp to kind of mimic the process of bringing something into circulation?

The "stamp" on the back of each postcard in the work is actually a QR code, which links to an article that reconstructs the events surrounding the destruction of the site depicted on the front. The linked content provides contextual insights and documents the current state of the place in Gaza, which got destroyed by the Israeli Defence Forces in the recent attacks. The text printed on the front of each postcard – which is also the title of the artwork, *"Wish you were here"*, refers directly to the place represented: schools, museums, hospitals, houses that no longer exist. Image and text complete each other, weaving together a single narrative that puts into tension memory and the aesthetic of an "innocuous" souvenir postcard with the reality of devastation. The work gets activated through collective action: postcards can be acquired via donation, which is entirely allocated to NGOs working on the reconstruction and humanitarian support in Gaza. In this way, the "wish" expressed in the title opens up – however symbolically – to the possibility of real, tangible action. The individual act of donating becomes part of a collective gesture of awareness. Additionally, each postcard can be sent, thus reaching and engaging others.

To title a show *Mondo Cane* without addressing the horrors of war – and particularly this war – would have felt wrong and hypocritical to me. The images and reports we receive from Palestine through the media are simply horrific. It is well known how difficult it has been for the international art community to take a clear stance on the Palestine cause (it's important to consider the period in which this work was conceived, between late 2024 and early 2025). This hesitation often stems from fear of professional backlash or of seeing one's message distorted or instrumentalized. I have consciously chosen to take that risk, and made the collective contribution visible through a transparent donation box. I am aware that this work might be uncomfortable or may not be well received by everyone. But I still believe – perhaps, naively – that art, like all forms of culture, carries both the responsibility and the duty to take a stand, even when doing so is difficult or unpopular.

What position does repetition take in your work, especially with regard to the images you use and reproduce? How are the other artistic works in the exhibition dealing with these repetitive factors and how do they contribute to a new point of departure or break-up with existing stereotypes, memories and histories?

Repetition is undoubtedly a recurring element in my artistic practice, and it is present in the two works exhibited in this show. I conceive seriality as a conceptually open system in which each element maintains a connection with the others while remaining unique. In this sense, the work is not exhausted by a single fragment but unfolds through a set of variations – micro-differences that strengthen each other within a shared structure.

In *Buscando al Comandante*, this principle becomes especially visible. The three silkscreens depicting Che Guevara with the 3-peso banknote are part of a larger series consisting of 50 individual elements. Each one is formally similar yet unrepeatable: much like banknotes, they share the same design but differ through their unique serial numbers. Secondary details, typically marginal, become central through the process of enlargement and translation into silkscreen. In this way, the work celebrates the hidden uniqueness in what might first appear identical.

The series of silkscreened banknotes constitutes "what remains" of the performance that took place in Havana in February 2022, documented in the accompanying video. The success of the action revolves around my ability as a European man, to "buy" the time of a Cuban citizen – someone willing to exchange 10 euros for 50 three-peso notes, which have become nearly impossible to find due to inflation and the currency's result of getting useless. The performance shows the erosion and devaluation of a banknote with one of the most iconic protagonists of Cuban revolution; with the video offering a glimpse into aspects of Cuba that exist beyond the tourist gaze, moving through the less-travelled areas of the city, engaging with local residents and capturing exchanges that reveal internal social dynamics. Seriality is not just a formal device here but a narrative necessity: the time spent locating each of the 50 banknotes, and their eventual reappearance in Europe, are both integral to the success of the work.

Each work in the exhibition serves as an amplifier of identity, memory and power. Each one begins with distant places and brings them closer to us, telling the local through the global, the future through the past.

„Ich gehe meinen Weg vor Gott“

Zur existentiellen Bewährungskraft gottesdienstlicher Praxis

Von Peter Ebenbauer

Melissa Peritore, Sementeryo, 2018/24, © Peritore

Wenn die Zeiten unsicher werden, wächst das Bedürfnis nach Halt und Orientierung. Da mag es verlockend erscheinen, sich religiösen oder spirituellen Praktiken zuzuwenden; sind diese doch häufig mit dem Versprechen verbunden, inneren Halt und Frieden zu geben. In der KI-Übersicht zur Google-Anfrage „Halt und Ruhe finden durch spirituelle Praxis“ erfährt man:

„Spirituelle Praktiken können eine wirksame Methode sein, um Halt und Ruhe im Leben zu finden. Indem man sich auf eine höhere Macht, das eigene innere Selbst oder die Natur konzentriert, kann man Stress abbauen, mehr Gelassenheit erlangen und eine tiefere Verbindung zu sich selbst und der Welt um sich herum erfahren.“ (Suchanfrage vom 28.07.2025)

Dazu erhält man eine Liste an Möglichkeiten, die dies gewährleisten sollen: Meditation, Achtsamkeit, Naturverbundenheit, Rituale, Dankbarkeit.

In diesen weiten Rahmen spiritueller Praxis kann man auch den christlichen Gottesdienst verorten. Zugleich wird man sagen müssen, dass sich die Feier der Liturgie nicht darin erschöpft, den eigenen Seelenfrieden herzustellen und dass sie offensichtlich heute weniger Zuspruch findet als andere Formen der Selbstverortung und Lebens-Orientierung.

Dennoch lohnt sich ein etwas genauerer Blick auf die Potenziale gottesdienstlicher, liturgischer Praxis, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil sie unter den Krusten kirchlicher Frömmigkeits-Routinen tatsächlich spannende Möglichkeiten der Selbstverortung in sich birgt und zweitens, weil das in der liturgischen Tradition verankerte Programm dieser Selbstverortung weder der gängigen Logik spiritueller Steigerungsformen des Wohlbefindens noch der Logik der individuellen Ich-Zentrierung folgt.

Um dies zu konkretisieren, werde ich in den folgenden Abschnitten zunächst über gottesdienstliche Rituale als Orte der Selbstvergewisserung und der sozialen sowie

ethischen Orientierung nachdenken, sodann auf liturgisch hoch bedeutsame biblische Schlüsselmotive der Selbstverortung vor und mit Gott eingehen und drittens existenzielle Spannungsmomente im liturgischen Feiergeschehen identifizieren, um schließlich gottesdienstliche Dynamiken der Selbstverortung im Fluss und in den Brüchen des individuellen und des sozialen Lebens zu skizzieren.

Vielleicht können durch diese Reflexionen brach liegende Potenziale christlicher Liturgie bewusst werden. Ich möchte im Blick auf solche Potenziale dazu motivieren, gottesdienstliche Praxis auf eine neue Art und Weise einzuüben und mitzugestalten.

Gottesdienstliche Rituale als Orte der Selbstvergewisserung und der sozialen sowie ethischen Orientierung

Es liegt in der Natur ritueller Praxis, dass sie den genuinen Ort und den Status des/der Einzelnen in seinen/ihren biografischen, sozialen und mitweltlichen Bezügen darstellt und festigt oder sogar schafft. An prekären Übergängen und Wendepunkten des Lebens bilden Rituale Brücken gelingender Veränderung, helfen zur Bewältigung unerträglich scheinender Schicksalsschläge und öffnen Räume des Abschieds und des Neubeginns. Rituale sind körperliche Symbolhandlungen, die einem vorgeformten Ablauf folgen. Abweichungen oder freie Gestaltungsräume sind nur in bestimmten variablen Elementen möglich. Jede gottesdienstliche Feier ist eine rituelle Körperhandlung, ereignet sich also im Rahmen und in der Potenzialität ritueller Praxis.

Gottesdienstliche Rituale gewährleisten eine spezifische Form und Qualität der Selbstvergewisserung und der sozialen sowie ethischen Orientierung. Ein Beispiel: Der Sonntagsgottesdienst, sei es eine Eucharistiefeier oder eine Wort-Gottes-Feier, versammelt die kirchliche Gemeinschaft der Glaubenden an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit und schafft damit die sinnlich erfahrbare Wirklichkeit des von Gott gerufenen Volkes, das „in Heiligkeit und Gerechtigkeit“ (Lk 1,75) vor ihm steht, sein Wort hört und es als Wort des Lebens aufnimmt, das sich zu ihm als seinem Schöpfer und Erlöser bekennt, das ihm in Dank, Lob, Bitte und Klage das eigene Geschick und das Geschick der ganzen Welt anvertraut, das im Zeichen der Liebe, des Friedens und der Versöhnung neu auf- und ausgerichtet wird und schließlich mit dem Zuspruch des göttlichen Segens wieder hinausgeht in den Alltag.

Wer den Sonntagsgottesdienst in seiner liturgisch-rituellen Intention ernst nimmt und praktiziert, erlebt nicht nur die wöchentlich wiederkehrende Struktur, Stimmung und soziale Prägung dieses einen Tages, sondern wird in eine Welt-Ordnung und Welt-Orientierung hineingestellt, die biblisch fundiert und auf das Kommen des Gottesreiches hin angelegt ist, wie es nicht zuletzt im „Vater Unser“ anklingt. Der Sonntag wird zum Tag des Aufbruchs in das „Land der Verheißung“ und gleichzeitig zum Ziel- und Ausgangspunkt für die (ethische) Gestaltung und Ausrichtung aller anderen Tage. Für die Formung der Person in ihren Bezügen zu anderen Menschen, zur Mitwelt, zur Schöpfung und zu Gott trägt die christliche Liturgie des Sonntags das Potenzial einer tiefen Selbstwerdung und Selbstverortung in sich – ganz ähnlich wie der Schabbat in der jüdischen Religion.

Biblische Schlüsselmotive der Selbstverortung vor und mit Gott

Die durch die Liturgie des Sonntags oder auch des Schabbats eröffnete Tiefe der Selbstwerdung vor und mit Gott ist wie gesagt biblisch fundiert. Für den Schabbat liegen dieser Fundierung die erste Schöpfungserzählung (Gen 1,1-2,3) und die Offenbarung der Tora (Ex 19-34) zugrunde. Das Werk der Schöpfung gipfelt weder in den Akten der Herstellung kosmischer Ordnungen und Werke noch in der Erschaffung des Menschen, sondern in der nach aller getanen Arbeit sich einstellenden Ruhe des „siebten Tages“ sowie in der Heiligkeit und im Segen der Beziehung zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Geschöpf:

„Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er gemacht hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk gemacht hatte. Und Gott segnete den siebten Tag und heilige ihn; denn an ihm ruhte Gott, nachdem er das ganze Werk erschaffen hatte.“ (Gen 2,2-3)

Das Gebot der „Heiligung des siebten Tages“ gehört zu den zentralen Weisungen des Gottes Israels, die im Dekalog, den Zehn Geboten gebündelt sind:

„Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem HERRN, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du und dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin und dein Vieh und dein Fremder in deinen Toren. Denn in sechs Tagen hat der HERR Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der HERR den Sabbat gesegnet und ihn geheiligt.“ (Ex 20,8-11)

Für den christlichen Sonntag kommt als entscheidender Impuls die Ostererfahrung der Auferweckung Jesu hinzu, die den „ersten Tag der Woche“ zum Feiertag der fortdauernden Gemeinschaft mit dem Auferstandenen werden lässt. Lukas beispielsweise erzählt im letzten Kapitel seines Evangeliums das Wunder des Ostertages in der Kombination der Auferstehungsszene am Grab mit der Emmauserfahrung der beiden verzweifelten Jünger:

„Am ersten Tag der Woche gingen die Frauen … zum Grab … am gleichen Tag waren zwei von den Jüngern auf dem Weg in ein Dorf namens Emmaus … Und es geschah, als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen aufgetan und sie erkannten ihn; und er entschwand ihren Blicken. Und sie sagten zueinander: Brannte nicht unser Herz in uns, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schriften eröffnete?“ (Lk 24, 1.13.30-32)

Was hier für den jüdischen Schabbat und für den christlichen Sonntag nur angedeutet werden konnte, gilt für alle Formen und Anlässe jüdischer wie christlicher Liturgie: Ihre rituellen Feiern tragen das Profil biblischer Zeugnisse und Erzählungen in sich und sind geprägt von Schlüsselmotiven biblischen Glaubens.

Zwischen Aufbruch und Beheimatung: existenzielle Spannungsmomente im liturgischen Feiergeschehen

Diese biblische Prägung eröffnet ein Spannungsfeld zwischen Aufbruch und Beheimatung, prophetischer Kritik und traditioneller Frömmigkeit, Irritation und Ergebenheit, Zweifeln und Glauben, Suchen und Finden. Je stärker diese Spannungsmomente in ihrer Dynamik und auch in ihrer Sperrigkeit zur Geltung kommen, desto bewährungsfähiger wird das liturgische Ritual angesichts der existentiellen Herausforderungen des individuellen wie des gesellschaftlichen Lebens. Exemplarische Erfahrungen existentieller Gefährdung und Heimatlosigkeit liegen in der biblischen Tradition einerseits in der Fremde des „Sklavenhauses Ägyptens“ sowie in individuellen wie kollektiven Situationen der Wüste und des Exils, andererseits in der Passion und im Kreuzestod Jesu Christi. Rettende Beheimatung findet sich biblisch in der erfahrenen Bundestreue Gottes, in der Verheißung von Segen, Volk und Land, in der Liebe, die stärker ist als der Tod und in der Auferweckung des Gekreuzigten, der über diese irdische Weltzeit hinaus eine neue Heimat bei Gott verheißt.

Gottesdienstliche Dynamiken in den Brüchen des individuellen und des sozialen Lebens

Diese spannende Dynamik von Aufbruch und Beheimatung, Suchen und Finden lässt sich nicht harmonisieren und auch nicht einebnen in ein glattes Konzept spiritueller Wellness. Wo gottesdienstliche Feiern dazu neigen – ich fürchte, sie neigen zu oft dazu – da entfernen sie sich von ihrem biblisch fundierten Wirklichkeitsbezug und damit auch vom Potenzial ihrer existenziellen Bewährungskraft.

Die komprimiertesten Zeugnisse für diese spannungsvolle Glaubensdynamik finden sich in den Psalmen der hebräischen Bibel, die in der gottesdienstlichen Praxis häufig vernachlässigt werden, obwohl sie in den offiziellen Büchern der kirchlichen Liturgie – und zwar in allen ihren Feierformen – eine wichtige Position einnehmen. Ich greife daher am Ende auf einen weniger bekannten Psalm zurück, dessen letzter Vers titelgebend für diesen Beitrag ist. Es ist Psalm 56, der die Dramatik von existentieller Not, Bedrängnis und Gebrochenheit in sich trägt, aber auch die Erfahrung von Vertrauen und Zuversicht, ein Psalm, in dem die Zukunft Konturen gewinnt in der Hoffnung auf den Gott, der dem Verlorenen Achtung entgegenbringt, dem Aufrichtigen Zukunft verheißt und dem Suchenden Heimat – und der daher auch in schwieriger Zeit einen Raum eröffnet, in den hinein ein Funke Hoffnung den nächsten Schritt erleuchtet:

„An dem Tag, da ich mich fürchte, setzte ich auf dich mein Vertrauen. Auf Gott, dessen Wort ich lobe, auf Gott vertraue ich, ich fürchte mich nicht. … Die Wege meines Elends hast du gezählt. In deinem Krug sammle meine Tränen! … Ich habe erkannt: Mir steht Gott zur Seite. Auf Gott, dessen Wort ich lobe, auf den HERRN, dessen Wort ich lobe, auf Gott setzte ich mein Vertrauen, ich fürchte mich nicht. Was kann ein Mensch mir antun? … Ja, du hast mein Leben dem Tod entrissen. Hast du nicht meine Füße vor dem Straucheln bewahrt? So gehe ich meinen Weg vor Gott, im Licht des Lebens.“
(Ps 56, 4-5.9.10b-12.14)

Peter Ebenbauer, Studium der Theologie in Graz und München, außerordentlicher Universitätsprofessor für Liturgiewissenschaft an der Kath.-Theol. Fakultät Graz sowie Lehrbeauftragter für Liturgik und Hymnologie am Institut für Kirchenmusik und Orgel der Kunstuniversität Graz.

Foto: Leljak

Religion und Demokratie im Dialog – Graz zeigt, wie´s geht

Von Eva Wenig

Ein Projekt des Afro-Asiatischen Instituts Graz

Wenn in Graz Synagogen, Moscheen, Kirchen sowie andere religiöse Zentren ihre Türen öffnen, Menschen eintreten, einer Rezitation aus dem Koran lauschen, sich auf eine buddhistische Meditation einlassen oder sich in einer Kirche vom Chorgesang berühren lassen – dann geschieht mehr als bloßes Zuhören. Das sind Momente des Gastseins, der Begegnung: Man lernt einander kennen – nicht durch Erklärung, sondern durch die gelebte Praxis der Religion.

Gerade in einer Zeit, die von gesellschaftlichen und politischen Spannungen sowie (religiösen) Vorurteilen geprägt ist, ist es besonders wichtig, Räume der Begegnung und der Auseinandersetzung zu schaffen, um dem entgegenzuwirken. Es braucht gemeinsame Projekte, um sichtbar zu machen, welchen Beitrag Religionen zu einem demokratischen und solidarischen Gemeinwesen leisten können. Zwei Veranstaltungen in Graz machen das im Herbst 2025 besonders deutlich: der Tag der Religionen am 19. Oktober und die Interreligiöse Fachtagung am 25. und 26. November.

Zwei Veranstaltungen – Zwei Blickwinkel

Während der Tag der Religionen religiöse sowie spirituelle Praxis und Dialog in den öffentlichen Raum bringt, stellt die Interreligiöse Fachtagung im Rathaus Graz den strukturellen und intellektuellen Diskurs in den Mittelpunkt.

Am 19. Oktober öffnen 15 Glaubensgemeinschaften an 13 Standorten unter dem Motto „Leben … in Begegnung“ ihre Türen. Alle Interessierten sind eingeladen, die religiöse Vielfalt in Graz hautnah zu erleben und mit Vertreter:innen der verschiedenen Gemeinschaften ins Gespräch zu kommen. Der Tag der Religionen macht erfahrbar, wie Glauben im Alltag praktiziert wird – und wie durch Offenheit und Begegnung das Fundament für ein friedliches Miteinander gestärkt wird.

Die Interreligiöse Fachtagung am 25. und 26. November trägt den Titel: „Braucht Demokratie Religion? Kann Religion Demokratie?“ und richtet den Blick auf die Rolle von Religionen in demokratischen Gesellschaften. In Vorträgen, Gesprächsrunden und Diskussionen wird kritisch reflektiert, inwiefern Religion Teil der Lösung – oder mitunter auch Teil des Problems – sein kann, wenn es um Teilhabe, Mitbestimmung und Gerechtigkeit geht.

Beide Veranstaltungen machen deutlich, dass Religionen mehr sind als reine Glaubenssysteme – sie sind gesellschaftliche Akteure, die Verantwortung tragen.

Interreligiöser Dialog als gelebte Demokratie

Gerade in einer Stadt wie Graz, die durch kulturelle und religiöse Vielfalt geprägt ist, braucht es Räume, in denen unterschiedliche Weltanschauungen in Beziehung treten können – ohne Polarisierung, aber mit der Bereitschaft zum Dialog. Der interreligiöse Austausch ist dabei selbst ein demokratischer Akt: Er fördert Pluralismus, Zugehörigkeit und gegenseitiges Verständnis. Auch dem widmet sich ComUnitySpirit seit 2013 im Auftrag der Stadt Graz als Plattform, Netzwerk und Brückenbauerin.

Mit Veranstaltungen wie dem „Tag der Religionen“ und der Interreligiösen Fachtagung trägt ComUnitySpirit dazu bei, das friedliche Zusammenleben aktiv zu gestalten – und deutlich zu machen: Demokratie braucht Dialog, und Dialog braucht Raum.

Mehr Informationen zu beiden Veranstaltungen finden Sie unter: www.comunityspirit.com

Eva Wenig, beschäftigte sich von 2017–2024 an der Theologischen Fakultät mit interreligiösen Bildungsprozessen in Schulen und promovierte in Fachdidaktik. Nun leitet sie ComUnitySpirit in Graz und koordiniert den Interreligiösen Beirat.

Foto: AAI

Veronika Hauer, E (Evoked Epic Earthquakes), 100x150cm, Fahnenstoff, Edition 1/3 (+AP), 2025. © Hauer

„SEI DANKBAR FÜR ALLES, WAS DU HAST“

Anna Köll im Interview mit Mariia Hrabova

Mariia Hrabova ist 23 Jahre alt und lebt in Lviv. Sie studiert Sozialpädagogik und arbeitet für die ukrainische katholische Jugend- und Studierendenorganisation Obnova. Sie ist Teil des nationalen Teams und für die Führung externer Beziehung verantwortlich. Anlässlich ihrer Teilnahme an der Sternwallfahrt der Kath. Hochschuljugend Österreichs nach Mariazell hat Anna Köll mit ihr gesprochen.

Wie gefällt es Dir hier?

Es war sehr riskant, hierherzukommen, ohne jemanden zu kennen, aber ich mag es hier. Ich mag, dass ich die Möglichkeit hatte, ein bisschen von eurer Kultur zu erleben. Ich beobachte einfach, vergleiche und erlebe all diese Momente.

Warst Du schon einmal auf einer Pilgerreise?

Ja, wir hatten mit Obnova die Tradition, in der dritten Maiwoche auf Pilgerfahrt zu gehen, aber das ist jetzt wegen des Krieges eingeschränkt, also machen wir das nicht mehr.

Wie würdest Du Obnova beschreiben?

Obnova ist ein Verein. Die ursprüngliche Idee war, junge Studierende in einer Zeit zusammenzubringen, in der zwar nicht jeder die Möglichkeit hatte, zu studieren, es aber wichtig war, Ukrainer:innen zu fördern, die Entscheidungen treffen und unsere Kultur schützen würden. Das ist auch heute noch aktuell. Wir müssen weiterhin für unsere Freiheit, für unsere Sprache kämpfen.

Gleichzeitig geht es bei Obnova darum, persönliche Kontakte zu vertiefen, den eigenen Glauben zu stärken und sich im je eigenen beruflichen Bereich weiterzuentwickeln, damit man – wo auch immer man später arbeitet – für einen selbst wichtige Werte dorthin mitnehmen kann. In diesem Sinne geht es uns um die „kleine Mission“, also Christus dorthin zu bringen, wo man selbst ist.

Welche Aktivitäten und Projekte macht Ihr bei Obnova?

Wir machen viele Bibelstudien, Gebete und Reflexionen. Wir laden auch Expert:innen ein, um Diskussionen zu führen und mehr über verschiedene Themen zu erfahren – zum Beispiel Geschichte, Politik oder Literatur. Wir machen auch Exerzitien vor Weihnachten und vor Ostern.

Hat der Krieg verändert, was Obnova tut?

Ich denke, ja. Ich glaube, es hat jede:n von uns verändert. Einige unserer Mitglieder haben sich freiwillig gemeldet, um zur Armee zu gehen und uns zu schützen. Leider ist ein enger Freund unserer Zweigstelle vermisst. Sein Status ist offiziell „vermisst“, also ist er wahrscheinlich in russischer Gefangenschaft oder getötet worden. Solche Geschichten … man erwartet nie, so etwas zu erleben. Aber im Krieg passiert das. Man kann nicht einfach so weiterleben wie vorher.

In unseren Treffen führen wir offene Gespräche, es gibt viele unbeantwortete Fragen und viele Dilemmata in der Gesellschaft. Zum Beispiel: „Wie kann ich ihnen vergeben?“ – Gott sagt, wir sollen unsere Feinde lieben. Aber wie ist das möglich? Es gibt viele Themen, die mit großem Schmerz verbunden sind, aber auch ein tiefes Suchen nach Gerechtigkeit.

Bedeutet Dir Dein Glaube in dieser Zeit etwas Besonderes?

Ja. Ich glaube, ohne ihn wäre ich verrückt geworden.

Ich fühle mich sehr zerbrechlich und stark betroffen, obwohl ich in einem relativ sicheren Gebiet in der Ukraine lebe. Aber ich denke, ein Teil davon ist einfach, das Miterleben des Schmerzes anderer. Es ist so ungerecht. Manchmal verliere ich jede Hoffnung auf ein normales Leben.

Am Anfang war es sehr schwer, aber gleichzeitig fühlte ich mich so verbunden mit anderen Menschen. Du weißt nie, wer gerade kämpft und Unterstützung braucht. Du musst einfach da sein – für deine Familie, deine Freunde, für die Menschen um dich herum. Sei aufmerksam, sei vorsichtig mit deinen Worten und Fragen – wen du was fragst.

Was sind Deine Hoffnungen für die Zukunft?

Ich glaube nicht immer daran, aber ich hoffe wirklich auf Gerechtigkeit und Frieden.

Ich denke jeden Tag darüber nach – werde ich eine Zukunft in der Ukraine haben? Sollte ich gehen? Manche in meiner Obnova-Zweigstelle raten es mir. Sie sagen, vielleicht kommt in fünf Jahren eine zweite Welle des Krieges, und vielleicht wäre es besser, zu gehen. Ich will aber nicht gezwungen sein zu gehen. Ich hoffe, ich kann mein Studium abschließen und einen Master machen.

Möchtest Du noch etwas sagen?

Sei dankbar für alles, was du hast – für die kleinen Dinge, die Menschen um dich herum, die Freundschaften. Nach der Freiheit ist für mich die menschliche Verbindung das Wertvollste.

Auch beim diesjährigen Zinzengrinsen war das Paradise L. wieder ein Ort des Zusammenkommens und Miteinander-Feierns. Foto: Conesa

KAFFEE, SPRITZER UND GUTE LAUNE

Gleich mehrmals waren wir mit dem Café-Bike der Inititave „Denk Dich Neu“ vor Ort. An unterschiedlichen Standorten gab es Gratis-Kaffe und ein Kennenlernen von KHG und der Jungen Kirche Steiermark. Neben guten Gesprächen und guter Laune (und natürlich gutem Kaffee) lud das schöne Wetter zum Verweilen bei uns ein.

Dank einer großzügigen Spende des Weinhofs Ulrich in St. Anna am Aigen und der steirischen Weinkellerei Peter Panitsch waren wir dieses Jahr mit einem Spritzerstand beim Zinzengrinsen vertreten. Dabei konnten wir für unsere Sozialkassa, die der Unterstützung von Studierenden dient, einige Einnahmen erzielen. Wir danken allen, die uns bei unserem „Vor-Ort-Sein“ unterstützt haben!

ENTDECKUNGEN IN BUDAPEST UND IM DONAUKNIE

Im August war eine KHG-Studierendengruppe in Ungarn unterwegs. In Budapest durften wir die Gastfreundschaft der Jesuiten und mit Blick auf die Burg Visegrád die der Familie einer QL-Heimbewohnerin erleben. Wir haben die Sehenswürdigkeiten von Budapest, Esztergom und Szentendre, aber auch das Kesselgulasch beim Familienabend an der Donau sehr genossen. Die Innenbesichtigung des beeindruckenden Parlamentsgebäudes haben wir uns für die nächste Reise vorgenommen.

Foto: KHG

WALLFAHRT NACH MARIAZELL

Alle drei Jahre findet die KHJ-Sternwallfahrt nach Mariazell statt, bei der sich verschiedene Hochschulgemeinden Österreichs auf unterschiedlichen Routen auf den Weg zum Wallfahrtsort machen. Dieses Jahr ging für uns der Weg durch die wunderschönen Ötschergräben, einer imposanten Schluchtenlandschaft zu Füßen des Ötschers – Wasserfälle natürlich inklusive! Über die Gemeindealpe ging es nach Mitterbach und am letzten Tag gemeinsam mit den anderen Hochschulgemeinden nach Mariazell zur Abschlussmesse.

Foto: KHG

Foto: KHG

LANGE NACHT DER KIRCHEN

Auch bei der diesjährigen Langen Nacht der Kirchen war die KHG vertreten und hat die Tore der Leechkirche für alle Interessierten geöffnet. Neben Führungen durch die Kirche selbst, durch die Allmende Leech und durch die Ausgrabungen des vorchristlichen Grabhügels unter der Kirche durch den Archäologen Manfred Lehner kamen Kunst und Kultur dieses Jahr nicht zu kurz. Unter dem Titel „Fünf Stationen – Weg zu Neuem“ zeigte die Fotografin Marina Kravchuk eine Bildserie, in der sie angelehnt an die fünf Phasen der Akzeptanz nach Elisabeth Kübler-Ross ihre eigenen Fluchterfahrungen aus der Ukraine verarbeitete. Organisiert und musikalisch begleitet wurde die Präsentation der Bilder von Volodymyr Lavrynenko, der zudem durch die Bildserie führte, und von Ilia Miziuk. Beide Musiker stammen wie Marina Kravchuk aus der Ukraine.

„FÜNF STATIONEN“ – IM QL-FOYER

Die Bildserie von Marina Kravchuk war im Juli ebenfalls kurz im QL-Foyer zu sehen, wo sie den Hintergrund für ein Konzert von Volodymyr Lavrynenko und der Cellistin Marta Tuitko bildete. Zwei barocke Suiten von Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel ließen in die Tiefe und Leichtigkeit der Barockzeit eintauchen. Trotz (oder gerade wegen) der Thematik, die die Bilder im Hintergrund entfalteten, ergab sich eine tolle Klang- und Bildatmosphäre, für die wir die Räumlichkeiten des QL-Foyers den jungen Künstler:innen bereitgestellt haben. Wir bedanken uns herzlich für ihr Engagement!

Foto: Pachner

Foto: pixabay

VOM WERT DES GLAUBENS

In einer zunehmend säkularen Gesellschaft steht auch das Christentum vor der Herausforderung, seine Rolle im öffentlichen Raum neu zu definieren. Welche Werte kann das Christentum heute noch vermitteln, um das Gemeinwohl zu fördern? Wie lassen sich jene erschließen? Und welchen Beitrag kann christlicher Glaube zum gesellschaftlichen Zusammenhalt und zur persönlichen Lebensorientierung leisten? Eine Podiumsdiskussion am 13. November widmet sich der Frage, wie christlicher Glaube Solidarität und Gerechtigkeit fördern kann, ohne politisch instrumentalisiert zu werden. Der Abend wird gemeinsam mit dem Institut für Moraltheologie an der Kath.-Theol. Fakultät Graz veranstaltet und ist Teil der Gesprächsreihe „Theologie aktuell“. Herzliche Einladung!

QL-HERBSTFEST

Am 3. Oktober herrscht Festival-Stimmung auf dem Areal des Quartier Leech! Gemeinsam mit Banki Moon, Coinflip Cutie und Onkel Rudolf eröffnen wir das Semester mit guter Musik und viel guter Laune. Dank der großzügigen Unterstützung durch die Initiative „Denk Dich Neu“ und die KHG-Community gibt es auch Getränke zu studierendenfreundlichen Preisen. Bevor es musikalisch richtig losgeht, wird es auch eine Kleidertauschbörse und Community-Aktivitäten geben. Herzliche Einladung an alle, die mit Schwung ins Semester starten wollen!

Foto: unsplash

LESUNG MIT PHILIPP BLOM

Am 4. November wird Philipp Blom, bekannt als Ö1-Moderator der Sendung „Punkt eins“ und Autor sowie Publizist, bei uns im QL zu Besuch sein. Er wird aus seinem Buch „Hoffnung – Über ein kluges Verhältnis zur Welt“ lesen und mit uns ins Gespräch über den Stellenwert von Hoffnung heute sprechen. Herzliche Einladung!

Foto: pixabay

Foto: Patka

INS NEUE JAHR IN PARIS

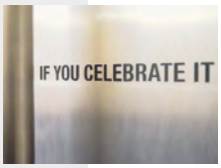
Alljährlich zu Silvester findet das Europäische Jugendtreffen von Taizé statt – und dieses Jahr in der französischen Hauptstadt mit Gebeten in der neu renovierten Kathedrale Notre Dame! Das heißt nicht nur Zeit für viel Kultur, sondern vor allem ein gemeinsames Einläuten des Jahres mit tausenden jungen Erwachsenen aus verschiedenen Ländern und Konfessionen, die gemeinsam betend, singend und mit Esprit das neue Jahr begrüßen. Wir laden alle Studierenden herzlich zur gemeinsamen Fahrt ein!

ALLES GUTE, BRIGITTE!

Nach einer einjährigen Bildungskarenz verlässt Pastoralreferentin Brigitte Rinner die Katholische Hochschulgemeinde und nimmt nach acht Jahren in unserem Team eine neue berufliche Herausforderung bei der Katholischen Frauenbewegung an. In dieser Zeit hat sie viele kreative pastorale Ideen entwickelt und umgesetzt, hat als Seelsorgerin immer ein offenes Ohr für unterschiedlichste Anliegen gehabt, viele Studierende begleitet, das Urban Gardening Projekt „Allmende Leech“ als Begegnungsraum im Grünen weiterentwickelt, Liturgie gestaltet und war mit Studierenden auf vielen Reisen unterwegs. Liebe Brigitte, es war schön, mit Dir gemeinsam unterwegs zu sein, besonders auf unserer Team-Reise ins Heilige Land, auch wenn die damals konzipierte Studierendenreise wegen des Gaza-Krieges leider nicht mehr stattfinden konnte. Wir danken Dir für Dein Engagement, Deine Herzlichkeit und Kreativität und Dein authentisches Christin-Sein. Für Deine neue Aufgabe wünschen wir Dir viel Segen!

Foto: KHG

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE
MI 19:00
Zinzendorfgasse 3

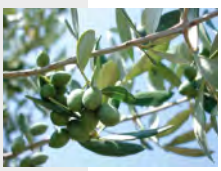
MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE
SO 18:15
Herrengasse 23

spezielle gottesdienste

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES
MI 8. OKT, 19:00
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

RORATEN IM ADVENT
Mit anschließendem Frühstück
MI 3., 10., 17. DEZ, 6:00
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STADTPFARRKIRCHE
jeden letzten DI im Monat, 19:00
Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23

MORGENLOB (KÖRPERGEBET UND MEDITATION)
jeden DI, 8:08
QL-Hauskapelle, Leechgasse 24

STILLE NACH MASS
Auszeit-Exerzitien in Innsbruck
DO 27. NOV. – MI 3. DEZ
Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

GUIDED PRAYER WEEK
In täglicher Routine eine begleitete Gebetswoche mit der Bibel
DO 27. NOV. – MI 3. DEZ
Anmeldung, Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at
In Kooperation mit dem Theozentrum

MAGIS-GRUPPE
Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets
Anmeldung, Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Anna Köll
Juliane Oberegger
Cornelia Picej
Natalie Resch

Lektorat:
Sophie Hollwöger

Foto-Credits Inhaltsverzeichnis S 3, LoRu:
Haigermoser, Jungwirth, Neuhold, Neuhold, LiSt, Milatovic

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

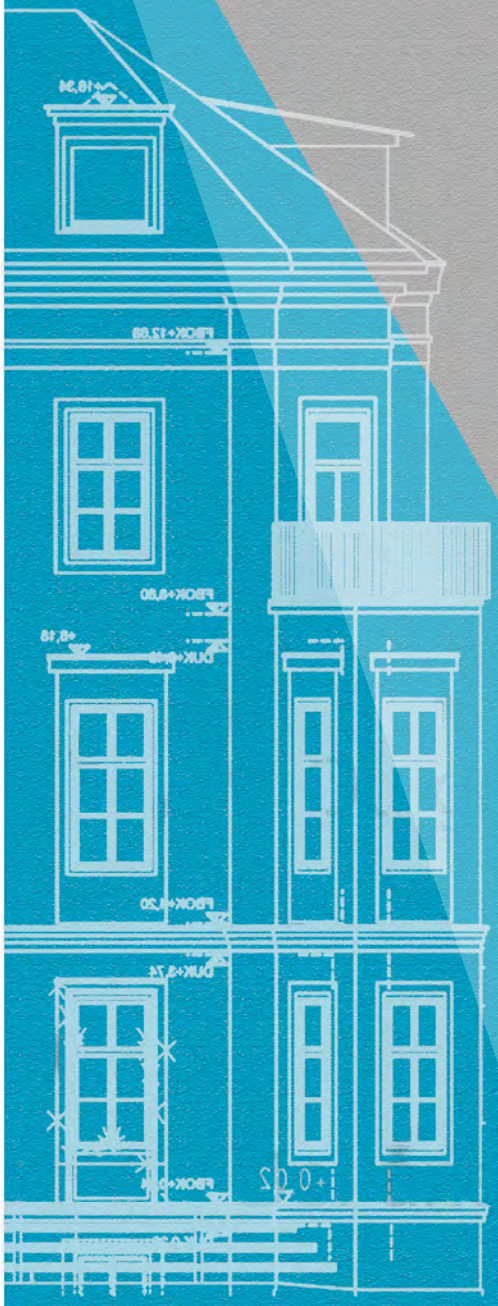
Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber:innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Cover:
Andrea Scrima, LOOPY LOONIES:
Aus der Gruppe NOOO (Detail),
Zeichnung 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier.
Foto: Andrea Scrima

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe zu allen Unis

aai khg

what's up!

Foto: unsplash

QL-HERBSTFEST

Mit Festival-Stimmung ins neue Semester!
Auftritte von Banki Moon, Coinflip Cutie und Onkel Rudolf auf dem Areal des QL. Im Vorfeld Kleidertauschbörse, Bücherflohmarkt uvm. Getränke zu studierendenfreundlichen Preisen.

FR 3. OKT

Quartier Leech

In Kooperation mit AAI Graz.
Wir danken für die Unterstützung durch KHG-Community und Denk Dich Neu!

Foto: KHG

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST

des akademischen Jahres

Herzliche Einladung!

MI 8. OKT, 19:00

Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

Foto: unsplash

„AUF BRUCH" MIT CHRISTOPH RANSMAYR

Auftaktveranstaltung. Lesung aus „Atlas eines ängstlichen Mannes" und Gespräch sowie Lesung prämierter Schüler:innengedichte des Wettbewerbs „Heimat finden in dir selbst und in der Welt".

Moderation: **Imogena Doderer**

DO 9. OKT, 18:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit AAI Graz, KHG-Community, Forum GWK, Verein „Wie wollen wir gewesen sein"

Foto: pixabay

„AUFBRECHEN" MIT TSITSI DANGAREMBGA

Lesung. Die simbabwische Autorin **Tsitsi Dangarembga** gilt als eine der radikalsten weiblichen Stimmen Afrikas. In ihrem Roman „Aufbrechen" schildert sie die Geschichte eines Mädchens, das um seine Zukunft und gegen die Fesseln der Tradition kämpft.

DO 23. OKT, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit AAI Graz

Foto: pixabay

„HOFFNUNG" MIT PHILLIPP BLOM

Lesung. Der bekannte Ö1-Moderator, Publizist und Autor liest aus seinem Buch „Hoffnung: Über ein kluges Verhältnis zur Welt".

DI 4. NOV, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit Bildungsforum bei den Minoriten

Foto: Universität Graz

VOM WERT DES GLAUBENS

Die Rolle des Christentums in pluraler Gesellschaft

Podiumsdiskussion über die Bedeutung, die christliche Werte heute noch haben können. Mit **Michael N. Ebertz** (Freiburg), **Ulrich H. J. Körtner** (Wien) und **Regina Polak** (Wien).

DO 13. NOV, 18:00

HS 47.01, Heinrichstraße 78A, 8010 Graz

In Kooperation mit Institut für Moraltheologie Graz

Foto: pixabay

48. EUROPÄISCHES JUGENDTREFFEN VON TAIZÉ

Fahrt nach Paris

Jugendtreffen tausender junger Menschen, bei dem fünf Tage lang gemeinsam gebetet, gesungen und der Jahreswechsel gefeiert wird.

SA 27. DEZ – DO 1. JAN

Anmeldung, Info: **hochschulseelsorger@khg-graz.at**

Auf Bruch

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne", dichtete schon Hermann Hesse. Man könnte ergänzen: nicht nur die Faszination des Neuen wohnt den Neubeginnen und Anfängen inne, sondern ebenso eine Geschichte, die dorthin geführt hat und von dort aus neu geschrieben wird. Gerade das so faszinierende Neue im Aufbruch verlangt von uns, dass wir mit dem Bisherigen brechen, alte Gewohnheiten und Wege hinter uns lassen und Raum freimachen für das, was vielleicht noch gar nicht klare Konturen gewonnen hat.

Aufbruch und Bruch hängen innigst miteinander zusammen. In dieser Ausgabe haben wir dieser Dynamik auf vielfältige Weise Raum gegeben und die kulturelle sowie gesellschaftspolitische Dimension von Zeitenwenden ebenso in den Blick genommen wie die Bedeutung von Aufbrüchen und Brüchen im Individuellen – und dabei in der existenziellen Bedeutung, die das Thema des Neubeginns und des Wandels besonders im literarischen Schaffen zu entfalten vermag. Denn auch das Leben will erzählt werden, mit all seinen Wendungen und Wandlungen, die ebenso dazugehören wie die Kontinuität.

Daniel Pachner, Chefredakteur

Infos und Überblick über weitere Veranstaltungen finden Sie unter khg-graz.at, facebook.com/khggraz und instagram.com/khggraz

P.b.b. / Erscheinungsort Graz / Verlagspostamt 8010 Graz / Zulassungsnummer: GZ02Z031475M / Erscheint zweimal jährlich / DVR-Nr.: 0029874 (183) / ISSN 1605-4857